

Tages Woche

Freitag
23.09.2016

Nr. 39

Fr. 5.–

Stadt gegen Land

**Die Halbkantone
machen sich das
Leben schwer.**

Seite
6

ZWEI BASEL IM ZWIST

ANZEIGE

Für die besten Aussichten.

Eine Weiterbildung bei uns.

avanti-kv.ch



Avanti
KV Weiterbildungen

DIE ERSTEN MIETER SIND EINGEZOGEN

Die Zügelwagen haben ihre Fracht ausgeladen, die allerersten Mieter ihre Wohnungen schon bezogen. Das erste Haus am Schorenweg 38 füllt sich nach und nach mit Leben. Auch im Nebengebäude am Schorenweg 36 herrscht Hochbetrieb, denn hier beginnt am 1. November 2016 die zweite Bezugsrunde im Sky Lights Schoren. In den oberen Etagen besteht noch die Gelegenheit eine 3.5- oder 4.5-Zimmerwohnungen mit Weitsicht auf Basel und die Region zu mieten.



Alles läuft nach Zeitplan. Im Haus am Schorenweg Nr. 38 kann man ab sofort einziehen und in der Nr. 36 ab 1. November 2016. Noch sind ein paar wenige 3.5- und 4.5-Zimmerwohnungen in den oberen Etagen frei. Wer also ein repräsentatives Logis mit atemberaubender Aussicht sucht, hat jetzt die Gelegenheit, sich seinen Traum zu erfüllen. Für alle, die gerne urban wohnen, ist der Schorenweg 36/38 im Hirzbrunnen-Quartier die perfekte Adresse.

EINZIGARTIGE WOHLNAGE

Die zwei Neubauten von Burckhardt+Partner AG fügen sich mit ihren 17 und 19 Stockwerken und den hohen Fenstern optimal ins Quartierbild ein. Die obersten Etagen eröffnen den Mietern einen weiten Blick über die ganze Umgebung. Wenn sich das Licht im Schein der untergehenden Sonne an Basels Fenstern und Giebeln spiegelt, bietet sich den Bewohnern der Sky Lights Schoren eine einmalige Atmosphäre, weit über den Dächern der Stadt. Dazu trägt auch der hohe Ausbaustandard bei. So weisen alle Räume der

modernen 3.5- und 4.5-Zimmer-Mietwohnungen durchgehende Parkettböden auf. Zu jeder Wohnung gehören eine grosszügige Loggia sowie ein eigener Waschturm. Und eine elektrische Steuerung aktiviert den Sonnenschutz an allen Fenstern und in der Loggia. Die Küchen der Topgeschoss-Wohnungen sind zudem mit einem Steamergerät ausgestattet.

EIN STADTQUARTIER NACH WUNSCH

Die Wege zu Shopping, Freizeit und Kultur sind kurz. Schulen und Kindergärten liegen in entspannter Gehdistanz. Wer auf den Zug muss, kann leicht zu Fuss den Badischen Bahnhof erreichen. Und mit dem Velo liegen die internationalen und grossen



Basler Arbeitgeber auch nur wenige Minuten entfernt. Sogar in die Innenstadt kann man zu Fuss spazieren. Die Anbindung an den öffentlichen Verkehr ist aber so hervorragend, dass man sich gerne von Tram und Bus mitnehmen lässt.

Hier finden Singles und Paare, Familien und Empty-Nesters im Sky Lights Schoren ruhigen und sehr komfortablen Wohnraum im mittleren Segment. Besuchen Sie für detaillierte Infos die Website **skylights-schoren.ch**.



HOHER STANDARD

- Topaussicht ab der 6. Etage
- Nachhaltige Bauweise
- Minergie-zertifiziert
- Gütesiegel greenproperty angestrebt
- Attraktiver Ausbaustandard
- Grosszügige Loggien
- LIVING SERVICES

INTERESSIERT?

Nehmen Sie mit dem Vermietungsteam Kontakt auf:

Telefon 061 338 35 80
info@skylights-schoren.ch
www.skylights-schoren.ch

burckhardtimmobilien

LIVING SERVICES

In dieser Liegenschaft profitieren Sie vom Dienstleistungsangebot LIVING SERVICES. Sie haben die Möglichkeit, auf verschiedenste praktische Dienstleistungen rund um Ihren Haushalt zurückzugreifen. Vom einfachen Reinigungsservice bis zum vertrauensvollen Ferialservice: LIVING SERVICES ist rund um die Uhr für Sie da.

www.livingservices.ch

Eine Liegenschaft mit
livingservices.ch



MUSTERWOHNUNG

So wohnt es sich
 am Schorenweg 38 im 12. OG

Öffnungszeiten:
 jeden Donnerstag 18-19 Uhr

INHALT

3

Ballett Basel

FOTO: ELENI KOUGIONIS

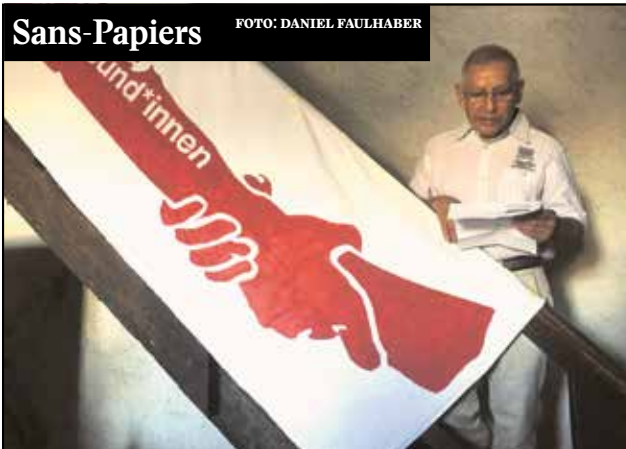


Neue Tänzer fürs Theater Basel: Wir führen sie durch die Stadt und sprechen mit Ballettchef Richard Wherlock über Schmerzmittel und gefällige Choreografien.

Seite
32

Sans-Papiers

FOTO: DANIEL FAULHABER



Raus aus der Anonymität: Beto aus Peru hofft, hier bleiben zu dürfen.

Seite
14

Arsenal London

FOTO: REUTERS



Arsène Wenger – vom Revolutionär zum müden Sonnenkönig.

Seite
30

Anna Gattiker

Bestattungen

Kulturflash

Kultwerk

Zeitmaschine

Wochenendlich

Kreuzworträtsel

Impressum

S. 4

S.22

S.41

S.43

S.44

S.45

S.46

S.46

Zoff in der Musikszene

Seit Sophie Hunger den Musikpreis erhalten hat, streitet sich die Szene. Knackeboul verteidigt Hunger und die Kulturförderung gegen Neid und Gemoser von Altrockern.

Seite
23



Christian Degen
Chefredaktor

Das Leben an der Grenze ist absurd

In Basel rümpft man gerne die Nase. Der Baselbieter gilt als eher schwierig, etwas sehr konservativ und oft als nicht so professionell. Im Baselbiet hingegen nimmt man das Nasenrümpfen als Beleg für die Arroganz und Besserwisserei der Städter und verweist stolz auf die 1833 erkämpfte Selbstständigkeit.

Die Beziehung zwischen den beiden halben Kantonen ist intensiv und kompliziert zugleich. Es ist wie bei einer Ehe, die in die Brüche ging: Beide können nicht ohne den anderen leben. Der Wille zur Zusammenarbeit ist da, doch am Schluss schaut jeder auf sich selbst.

Diese Egozentrik ist absurd. Zeigt doch nur schon die Bezeichnung «Halbkanton», dass die Trennung nichts Neues, Eigenständiges geschaffen, sondern Zusammengehöriges zerschnitten hat.

Das wird umso klarer, je näher man an dieser Trennlinie lebt: Blicke ich durch mein Wohnzimmerfenster, lese ich auf einem Schild «BASEL» und begreife erst, dass ich gar kein Basler bin, obwohl ich genau das meinen Kollegen aus Zürich oder Bern immer erzähle.

Und meine Tochter wird nicht selbstständig in den Kindergarten 20 Meter entfernt gehen können, sondern muss über eine stark befahrene Strasse zu einem Baselbieter Standort begleitet werden. Ich kann für mein Auto keine Parkkarte für die blaue Zone in Basel lösen, die Basler dürfen jedoch die Gratisparkplätze in meiner Strasse regelmässig besetzen. Meine Krankenkassenprämie ist dafür deutlich günstiger als die meiner Bekannten gleich um die Ecke.

Weder der Basler noch der Baselbieter profitiert also immer und allein. Das Gras scheint auf der anderen Seite der Grenze zwar immer etwas grüner als daheim – doch ist es das selten wirklich.

tageswoche.ch/+4xz7i

Weiterlesen, S. 6



Stadt gegen Land:
Zwei Basel im Zwist
[tageswoche.ch/
+f5vre](http://tageswoche.ch/+f5vre)

Anna Gattiker

von Elin Fredriksson

Als Luftakrobatin tingelte Anna Gattiker um die Welt. Heute ist sie Regisseurin am Broadway Variété und arbeitet auch mal von zu Hause aus.

Hinter dem Gartenbad St. Jakob stehen Wohnwagen auf der Wiese, in der Mitte thront ein grosses rotes Zelt mit einem altmodischen Kassenhäuschen. Nur die grinsenden Clowns und die waghalsigen Feuerschlucker sind nirgends in Sicht.

Stattdessen wartet eine moderne, fesch gekleidete Frau am Eingang: Anna Gattiker gehört zum Kernteam des Broadway Variété, ein Spiel- und Verzehatheater mit Wurzeln in Basel. Zuschauer bekommen hier Akrobaten, Schauspieler und Musiker zu sehen, während sie selbst ein Dreigangmenü verdrücken.

Gattiker ist künstlerische Leiterin, und damit alles andere als eine Zirkusprinzessin. Sie zieht die Fäden im Hintergrund: «Meine Aufgabe ist, dramaturgische, darstellerische, musikalische und visuelle Elemente zusammenzufügen und einen roten Faden für die Show zu finden.»

Wie komplex die Planung der Show sein muss, erahnt man auf einen Blick, wenn Gattiker den Vorhang zum Inneren des Zelts öffnet. Überall mechanische Feinheiten: Auf einem Tisch ist ein drehbares Karussellpferd montiert, über dem Publikumsbereich schwebt eine Gondelbahn und Fallklappen im Holzboden führen unter die Bühne. «Vorsicht», warnt Gattiker als wir die Bühne betreten. «Es kann sein, dass der Zeltmeister noch nicht alle Bretter richtig befestigt hat.»

Eine Künstlerseele in Brand

Angefangen hat Gattiker ihre künstlerische Laufbahn auf der anderen Seite des Artistenlebens, nämlich als Tänzerin. An der ETH hat sie Sport- und Bewegungswissenschaften studiert, nebenbei belegte sie mehrere Tanzkurse.

Beides sind für die 42-Jährige abgeschlossene Kapitel. In ihr habe schon damals die Künstlerseele gebrannt, doch geplant hat sie den artistischen Weg nicht: «Ich hatte schon immer eine Affinität für verschiedene Kunstformen.» Und die liess sie in die Künstlerszene rutschen.

Bei einem ihrer vielen Tanzaufträge lernte Gattiker dann eine Akrobatin kennen, die sie in die Kunst der Luftartistik einführte. Ab sofort befand sich ihr Arbeitsort in zehn Metern Höhe. Für ein Jahrzehnt bereiste sie als freischaffende



Büro statt Artistik: Regisseurin Anna Gattikers Arbeit dreht sich um Planung und Organisation.

FOTO: ALEXANDER PREOBRAJENSKI

Akrobatin die ganze Welt und versuchte sich an verschiedenen Requisiten. Irgendwo zwischen Lufring und Akrobatik-Netz realisierte sie: «Ich will nicht nur fremde Choreografien ausführen. Ich will auch eigene Ideen auf die Bühne bringen.»

Also begann sie, vermehrt in der Regie tätig zu werden. Schon nur der Gedanke an diese Arbeit zaubert ihr ein Lächeln ins Gesicht: «Man kann sich ausleben und alles, was einem in den Sinn kommt, auf die Bühne bringen», schwärmt sie.

In der Künstlerwelt kennen alle alle, sagt Gattiker. Das Broadway Variété hatte sie oft besucht und lernte dabei Irma und David Schoenauer kennen, die damaligen Direktoren des Theaters.

Als Irma Schoenauer sie 2009 anstellen wollte, war Gattiker zunächst skeptisch:

«Die Decke ist hier viel zu wenig hoch, so kann ich doch nicht arbeiten!», habe sie damals ausgerufen. Die Luftakrobatin war sich anderes gewohnt. Doch Schoenauer liess nicht locker. Mit Erfolg.

Während zwei Tourneen trat Gattiker als Luftakrobatin im Broadway Variété auf, halt etwas weniger weit oben in der Luft. Dafür übernahm sie nach der ersten Saison gleich die Inszenierung des Abends.

Von wegen wildes Zirkusleben

Als ihr Ehemann Luca Botta und die zwei Künstlerkollegen Raphaël Diener und Max Läubli im Jahr 2011 das Broadway Variété kauften, übernahm sie die Regie vollends. Die Praxis war ihr bester Lehrer für den neuen Job: «Alles, was ich in den verschiedensten Sparten von Bühnenpro-

duktionen bis zu Fernsehauftritten gelernt habe, ist extrem wertvoll», sagt sie.

Das diesjährige Programm des Broadway Variété handelt von einer durchgeknallten Hochzeit. Wie anders sieht es in Gattikers Privatleben aus: «Es hört sich immer so büromässig an, aber meine Arbeit beinhaltet tatsächlich viel Planung, Organisation und Kommunikation.»

Wildes Zirkusleben? Von wegen. «Ich habe hier einen Wohnwagen, aber ich brauche auch einen festen Wohnsitz. Arbeiten kann ich auch im Homeoffice.»

tageswoche.ch/+0dpac ×

Broadway Variété: La Strasse – echt abgefahren, Gartenbad St. Jakob Basel, bis 30. Oktober, von Dienstag bis Samstag, 11–14 Uhr und 17–18 Uhr.

Zwischen den beiden Basel verlaufen Risse. Sowohl auf dem Land wie in der Stadt gibt es Protagonisten, die immer wieder Salz in die Wunden streuen.

VEREINT NUR IM STREIT

von Dominique Spirgi

Als die Gesundheitsdirektoren der beiden Basel die Details der interkantonalen Spitalgruppe verkündeten, liessen die kritischen Reaktionen nicht lange auf sich warten. «Die LDP verknüpft ihre Zustimmung mit der Haltung des Partnerkantons zur Finanzierung der Universität Basel», liessen die Liberaldemokraten aus der Stadt verlauten. Etwas länger brauchte die Baselbieter SVP für die konträre Forderung, die Kosten für die universitäre Forschung seien klar auszugrenzen «und durch das Budget der Universität zu tragen».

Auch andere Parteien nörgeln, doch nirgendwo sonst präsentiert sich der Gra-

ben zwischen den Kantonen so tief wie zwischen der Baselbieter SVP und der Basler LDP. Und die Abwehrhaltung der Basler LDP geht noch weiter: «Nicht richtig findet die LDP das Entgegenkommen gegenüber Basel-Landschaft beim Stimmrecht», schreibt sie in ihrer Reaktion. Sie meint damit, dass beide Kantone im vorgestellten Spitalgruppen-Modell einer Aktiengesellschaft gleich viel Mitsprache erhalten sollen, obwohl der Eigenkapitalanteil des Stadtkantons wesentlich höher ist. Es gebe keinen Grund, den Minderheitspartner so zu bevorzugen, zumal der Druck zur Reformation im Landkanton grösser sei, schreibt die LDP.

Wenig überraschend verkündet die Baselbieter SVP das Gegenteil: Die ab-

schliessende Bewertung der beiden Spitalunternehmen dürfe keineswegs alleine aufgrund der Substanzwerte erfolgen. Die Partei wertet das ausgeglichene Stimmenverhältnis vielmehr als Entgegenkommen des Baselbiets. Und: «Die SVP BL fordert, dass auch der Standort Basel (USB) seine Kostenstrukturen und Prozesse konsequent überprüft, strafft und zu Synergiegewinnen beiträgt».

Die Aversionen lassen sich nicht auf diese beiden Parteien beschränken. Auch die linke Basler BastA! bezeichnete den Vorschlag eines paritätischen Stimmverhältnisses als «unausgewogen und in Anbetracht der Sparpakete des Nachbarkantons sowie stetiger Quersubventionierungen ein gefährliches Unterfangen».





Die Baselbieter FDP warnt derweilen davor, «dass sich die Stadt eine Maximalversorgung und die nötigen Fallzahlen für das Universitätsspital sichert, während für die Landbevölkerung die Wege weiter und die Spitäler in ihrer Funktion und Dimension abgewertet werden».

Doch bei der Basler LDP und der Baselbieter SVP scheinen die alteingesessenen Klischees über die Land- und Stadtbevölkerung deutlicher auf als anderswo. Hier die LDP als baselstädtisches Unikat: die Partei des gut gebildeten und betuchten Basler Bürgertums, das in vornehmer Zurückhaltung auf die Landbevölkerung hinunterblickt. Dort die bodenständigen Chrapfer vom Land, die stets befürchten, über den Tisch gezogen zu werden. Es ist ein Bild, das an die handfesten Konflikte zwischen dem städtischen und ländlichen Basel um 1830 erinnert.

Nicht alles lässt sich weglächeln

Schaut man sich die Resultate der baselstädtischen Wahlumfrage der TagesWoche und «bz Basel» und der Fusions-Prüfungsinitiative vom September 2014 an, beschränkt sich das Bild der zwei misstrauischen bis feindschaftlichen Partner aber nicht nur auf die sogenannte Classe politique. In der aktuellen Wählerumfrage gaben 70 Prozent der Teilnehmer an, dass der Kanton Basel-Landschaft «übermässig» von der Stadt Basel profitiere. Das klare Nein der Baselbieter selbst zur Prüfung eines Kantonszusammenschlusses löste im Stadtkanton Trotzreaktionen aus.

Die parteipolitischen Protagonisten üben sich auf Nachfrage in Diplomatie: «Wir wollen die Partnerschaft und kommen letztlich auch nicht um sie herum»,

sagt Conradin Cramer, Regierungsratskandidat der LDP und Partner der Basler Vischer-Anwälte. «Aber es gibt Schwierigkeiten in der Beziehung, die sich nicht weglächeln lassen», ergänzt er.

Hier das Bürgertum, das auf die Landbevölkerung hinunterblickt. Dort die Chrapfer vom Land, die befürchten, über den Tisch gezogen zu werden.

Eine der grossen Schwierigkeiten liegt für Cramer darin, dass sich zwei Partner mit höchst unterschiedlichen Voraussetzungen gegenüberstehen: «Auf der einen Seite die prosperierende Stadt und auf der anderen der Landkanton, der mit strukturellen Problemen zu kämpfen hat.»

Für ihn ist klar, dass der stärkere Partner dem schwächeren unter die Arme greifen müsse. «Ich stehe voll und ganz hinter dem 80-Millionen-Deal zwischen den beiden Basel», sagt er. Er könne sich sogar eine Verlängerung des Deals vorstellen. Bei der paritätischen Trägerschaft der Universität bleibt er aber hart. «Die Zusammenarbeit im Spital- und Hochschulbereich lassen sich nicht trennen, die beiden Institutionen sind miteinander verzahnt und gehören zusammen.»

Diplomatisch äussert sich auch Patricia von Falkenstein, die Präsidentin der Basler LDP: «Wir alle haben doch das Interesse, als starke Region aufzutreten, Res-

sentiments auf beiden Seiten bringen uns nicht weiter.» Die Aversionen, die in der Vorwahl-Umfrage zutage getreten seien, könne sie nicht richtig nachvollziehen. Aber auch für sie ist die Baselbieter Haltung zum Universitätsvertrag ein Schlüsselmoment in der Partnerschaft: «Zu einer starken Region gehört ganz klar auch eine starke Voll-Universität.»

Auch die Baselbieter SVP sieht sich nicht als Brandstifter: «Sollte jemand diese Bezeichnung wählen, würde ich davon ausgehen, dass diese Person eine Partnerschaft eher als Abhängigkeitsverhältnis sieht und nicht als gleichberechtigte Diskussionsbasis», sagt Oskar Kämpfer, Präsident der Baselbieter SVP. «Erstens äussere ich mich immer als Präsident der grössten Partei unseres Kantons und zweitens nur dann, wenn eine grosse Differenz zwischen den Forderungen und den finanziellen Möglichkeiten unseres Kantons besteht. Das ist meine Pflicht, auch als Parlamentarier und hat überhaupt nichts mit einer Skepsis gegenüber der Stadt zu tun.»

Im Politalltag klingt es oft anders

So oft wie sich Kämpfer als polternder Kritiker der partnerschaftlichen Politik zu Wort meldet, muss es für ihn viele «grossen Differenzen» geben. Die geplante Spitalfusion ist nur das jüngste Beispiel. Bei den vergangenen Debatten um eine Erhöhung der Beiträge an das Theater Basel war er Wortführer der Gegnerschaft, die im Landrat zwar noch unterlag, bei der Volksabstimmung aber obsiegte.

Mit dem Referendum gegen die Beiträge an die Pensionskasse der Universität feuerte der SVP-Präsident im Namen seiner Partei eine Breitseite gegen den 80-Millionen-Deal mit Basel-Stadt ab. Klar ist, dass die Baselbieter SVP den Universitätsvertrag lieber heute als erst in ein paar Jahren kündigen würde.

In der Realpolitik zeigt die Diplomatie der Kontrahenten immer wieder Risse. Auch bei der Basler LDP. Der abtretende Basler Erziehungsdirektor Christoph Eymann wählte scharfe Worte, als er von den Uni-Sparplänen aus Liestal erfuhr: «Das ist nicht wie in einem Verein, wo man einfach die Mitgliedschaft künden kann», sagte er der TagesWoche.

Als die Idee diskutiert wurde, in Liestal einen Campus für Jus- und Wirtschaftsstudenten einzurichten, äusserte sich Conradin Cramer als einziger namhafter Politiker in der Region auf Twitter pointiert ablehnend: «Fakultäten kann man nicht einfach verpflanzen. Die Uni ist für die Studierenden da, nicht zur Befriedigung der Politik.» Gegenüber dem Regionaljournal Basel von SRF präzisierte Cramer: «Weniger Studierende wären bereit, in einer Kleinstadt wie Liestal zu studieren.»

Cramer sprach damit einer grossen Mehrheit der Studierenden aus dem Herzen. Seine Wortwahl dürfte im Landkanton aber einigen Menschen in den falschen Hals geraten sein.

tageswoche.ch/+f5vre

×

Stadt gegen Land

Hier brennt es in der Partnerschaft

von Jeremias Schulthess

Manche Unstimmigkeit ist bloss eingebildet, andere Konflikte sind durchaus real. In diesen Bereichen gibt es zwischen Baselland und Basel-Stadt Streitpotenzial:

Öffentlicher Verkehr

Seit Jahren liegen die BLT und BVB miteinander im Clinch. Die BVB wollten den BLT Trams vermieten, die Baselbieter reagierten darauf brüskiert. Beim Margarethenstich, der das 17er-Tram schneller zum Bahnhof SBB führen soll, stritten sich die BVB und BLT, wer die Verbindung zahlen muss. Und die Kantonsparlamente streiten seit 2015 über das Geschäft, eine partnerschaftliche Lösung ist nicht in Sicht. Nun haben die Baselbieter auch die Pläne zur Fusion der beiden Verkehrsbetriebe versenkt. Und beim U-Abo, wo Baselland einen Teil der Subventionen sparen will, droht der Streit mit der Stadt weiter zu eskalieren.

Universität Basel

Die Zahl der Studenten aus Baselland steigt. Aktuell machen sie 20 Prozent aus. Getragen wird die Uni paritätisch von beiden Halbkantonen: Beide Partner zahlen ungefähr gleich viel. 2015 wollte das Baselbiet seinen Beitrag kürzen, was wohl das Ende der gemeinsamen Trägerschaft bedeutet hätte. Man einigte sich auf einen Kompromiss: den 80-Millionen-Deal. Der Uni-Vertrag läuft deshalb bis Ende 2019 weiter. Die beiden Regierungen verhandeln, wie eine neue gemeinsame Trägerschaft aussehen könnte. Der Baselbieter Spardruck ist nach wie vor gross.

Kultur

1997 handelten die Kulturchefs beider Halbkantone den Kulturvertrag aus, der die Beiträge von Baselland an die städtische Kultur regelt. Die Subventionen ans Theater Basel waren in der Folge häufig ein Zankapfel. 2011 lehnte das Baselbiet zusätzliche Subventionen ans Theater an der Urne ab. 2015 gab die Regierung in Liestal bekannt, den Kulturbeitrag um die Hälfte

zu kürzen. Der Kulturvertrag war bedroht, der 80-Millionen-Deal hat ihn gerettet – bis 2019. Nun wird über den künftigen Baselbieter Beitrag an die städtische Kultur verhandelt. Sollte man sich auf einen Zentrumslasten-Ausgleich einigen, müsste Baselland wohl mehr zahlen als bisher.

Bildung

In Basel-Stadt ist der Lehrplan 21 mit Sammelfächern bereits in Kraft. Baselland will auf die Einführung von Sammelfächern verzichten. Die vereinbarten gemeinsamen Stundentafeln müssen deswegen revidiert werden. Auch die gemeinsame Ausbildung von Lehrkräften an der FHNW ist durch den Baselbieter Alleingang in Frage gestellt.

Während Hunderte Einzelvereinbarungen weiterlaufen – wie der freie Eintritt für Baselbieter Schulklassen im Zolli –, sind Kultur- und Uni-Vertrag gefährdet. Beide laufen laut 80-Millionen-Deal bis 2019 weiter. Was ab dann geschieht, ist offen.

Die gemeinsame Spitalplanung könnte schon vorher verworfen werden, falls sich die Parlamente dagegen aussprechen oder die Baselbieter Initiative «Ja zum Bruderholzspital» angenommen wird. Tragende Pfeiler der Partnerschaft stehen also weiterhin auf der Kippe.

tageswoche.ch/+w5xjx

×

ANZEIGE

Rod



Lokales Engagement weist uns den Weg.

bkb.ch

Die neue BKB. Seit 2016.



**Basler
Kantonalkantonalbank**

Die Baselbieter profitieren zu stark von der Stadt, finden zwei Drittel der Basler. So einfach ist das nicht. Eine Glosse.

Grabenkampf um 30 Rappen

von Gabriel Brönnimann

Der Kanton Baselland profitiert übermässig von der Stadt Basel.» So lautete eine von 20 Thesen, anhand deren die TagesWoche und die «bz Basel» herausfinden wollten, wo die Bürgerinnen und Bürger von Basel-Stadt der Schuh drückt. Laut der repräsentativen Umfrage sind 70 Prozent der Städter dieser Ansicht.

Nur die hohen Krankenkassenprämien ärgern Basels Bürger noch mehr als die angeblich übermässig profitierenden Baselbieter. Sicherheit, Steuern, Ausländer, Parkplatzmangel und so weiter – Pipifax im Vergleich zu dieser schreienden Ungerechtigkeit.

Etwas ist offenbar faul im Doppelstaate Basel. Das Verhältnis zwischen den beiden Halbkantonen war schon besser. Nur: Sind die ungunstigen Gefühle gerechtfertigt? Die Frage ist so wenig einfach zu beantworten wie die Erklärung des Sachverhalts.

Wer es versucht, stösst schnell an seine Grenzen. Etwa, wenn man Stadtzürchern die Situation der Halbkantone zu erklären versucht: «Stellt euch vor, Höngg würde nicht zur Stadt Zürich, ja nicht einmal zum Kanton Zürich gehören.» Das ehemalige



Dörfchen – Basler kennen es womöglich, weil der Chasperli und Christian Gross von dort kommen – ist heute ein beliebtes Zürcher Wohnquartier.

«Und jetzt», erklärt man weiter, «nehmt Allschwil. Auch ein ehemaliges Dörfchen, über 20 000 Einwohner. Oder Muttentz! Ja, gleich hinter der Muttentzkerkurve fängt es an. 17 000 Einwohner. Alles zusammengewachsen, ein Gebiet. Aber ein anderer Kanton! Stell dir vor, Oerlikon, Schwamendingen, all das wäre nicht Zürich...»

Spätestens hier wechseln Zürcher mit einem gelangweilten «Was-soll-man-dazu-noch-sagen?»-Blick das Thema.

Die Grenze ist geblieben

Dabei geht es doch hier erst los mit den eigentlichen Problemen! Denn die Landschaft ist faktisch längst nicht mehr überall Landschaft. Und die Stadt hört längst nicht mehr dort auf, wo sie es bei der Kantonsstrennung vor bald 200 Jahren tat.

Aber die Grenze ist geblieben.

Grenzenlos wirken dagegen die Ungerechtigkeiten. Beispiel: Ein 40-jähriger Single-Muttentzer, der in Basel sein täglich Brot verdient (als einer von 44 724 Baselbietern). Er muss für ein versteuerbares Einkommen von 100 000 Franken, obwohl er unweit der 14er-Linie wohnt, kaum einen Kilometer vom Joggeli, 20 871 Franken entrichten. In Basel wären es 27 007 Franken.

So unfair.

Wie die Goldgräber strömen die Ländler Tag für Tag über die Grenze und holen das Beste aus der Stadt heraus.

Für die günstigste Krankenkasse im Standard-Modell mit niedrigster Franchise bezahlt er monatlich 373.60 Franken. Für dieselbe Kasse würde er einen Kilometer entfernt 406.40 Franken bezahlen. Wenn er nach dem Ausgang in der Stadt stolpert und sich einen komplizierten Bruch holt, landet er in einem städtischen Spital – so wie 17 746 andere Notfallpatienten auch (Jahr 2013) – also 37,3 Prozent aller Baselbieter Notfallpatienten.

So unfair.

Sogar sein Abfall kommt ihn billiger zu stehen: Für eine 17-Liter-Kehrichtmarke bezahlt er 90 Rappen, während sein Kollege, der quasi gegenüber im Gellert wohnt, 1.20 Franken für seinen Bebbi-Sack blecht.

So unfair.

Wie die Goldgräber strömen die Ländler Tag für Tag über die Grenze, holen das Beste aus der Stadt heraus, und geniessen die im Zentrum erwirtschafteten Reichtümer in ihren Vorstadtsiedlungen zu Vorzugskonditionen.

Grenzerfahrungen, hart an der Grenze des Erträglichen für die hart arbeitenden Städte.

Aber so einfach ist es nicht. Das hier ist eine Wirtschaftsregion und eine Stadt – trotz der Grenze. Basel-Stadt würde ohne die Pendler nicht funktionieren, könnte kein wirtschaftliches, gesellschaftliches und kulturelles Zentrum sein.

Ja, die Krankenkassen sind im Landkanton günstiger und das ergibt – gefühlt – überhaupt keinen Sinn. Dagegen tun kann man aber auf kantonaler Ebene so gut wie gar nichts. Doch schon bei den Steuern wird die Sachlage etwas komplizierter.

100 000 Franken steuerbares Einkommen in Basel-Stadt bedeutet: Der Stadtbewohner hat mehr auf dem Konto als der Muttentzer. Darauf fallen viele herein, die bei Vergleichsdiensten wie Comparis einfach dieselben Beispiel-Summen eingeben: Das steuerbare Einkommen ist nicht dasselbe wie der Nettolohn. Die Abzüge sind beim steuerbaren Einkommen schon miteinberechnet.

Dass Baselland im Vergleich zu Basel-Stadt ein Steuerparadies sei, ist längst ein Märchen.

Anders gesagt: Der Steuerfuss in der Stadt mag höher sein als in der Landschaft, die Abzüge sind es aber auch. So kann etwa jeder 4000 Franken für Arbeitskosten und 18 000 für Soziales fix abziehen.

Dass Baselland im Vergleich zu Basel-Stadt ein Steuerparadies sei, ist längst ein Märchen. Gut verdienende Singles sind in der Stadt gar besser gestellt. Ein Direktvergleich der TagesWoche zeigte 2015: Ehepaare mit zwei Kindern bezahlen auf dem Land weniger Steuern als in der Stadt. Ein-schliesslich Wohnungsmiete und Kinderbetreuung ist es in der Stadt aber günstiger.

Qualität kostet

Kommt hinzu: Basel bietet etwas fürs Geld. Stellen Sie sich vor, Sie sind ein junges Paar mit zwei Kindern – und Sie ziehen von Basel nach Muttentz oder sonst in die Nähe der Stadtgrenze. Sie denken sich: So können wir unter dem Strich etwas sparen.

Dann stellen Sie fest, dass es in Ihrer 17 000-Seelen-Gemeinde nur zwei subventionierte Krippen gibt. Sorry, ausgebucht – bis die Kinder ausziehen. Und für eine private Krippe reicht der Doppel-Lohn dann doch nicht. Und Sie stellen fest: Die Freiheit ist wegen dieser Grenze alles andere als grenzenlos. Sie können Ihre Kinder nicht einmal so einfach hinter die Demarkationslinie in die Krippe schicken.

Sie schauen sehnsüchtig nach Nordwesten, über die Grenze zu den Lichtern der Stadt, in der sich 197 204 Einwohner 88 subventionierte Krippen- und Tagesheime leisten. Rund eine pro 2240 Einwohner. Und Muttentz? Eine auf 8500.

Aber Sie haben noch einen Trost: Die Abfallsäcke kosten 30 Rappen weniger.

tageswoche.ch/+1lg40

Stadt gegen Land

Pleiten, Pech und Pannen der Kantonspartnerschaft

von Dominique Spirgi

Miteinander gehts besser – das gilt nicht in jedem Fall. Immer wieder scheitern gemeinsame Vorhaben der beiden Basel spektakulär. Hier ein kurze Zusammenstellung ohne Anspruch auf Vollständigkeit.

Das Zentrum für Akutgeriatrie und Rehabilitation auf dem Bruderholz

Sieben Jahre lang planten die beiden Basel den Neubau eines Zentrums für Altersmedizin beim Bruderholzspital. Basel-Stadt hatte auf Bitten des Baselbiets auf die eigenen Neubaupläne beim Bethesda Spital verzichtet. 2012 wurde das Projekt auf dem Bruderholz aus Kostengründen fallen gelassen. Baselland hatte 10 Millionen, Basel-Stadt 2,7 Millionen Franken in den Sand gesetzt – nicht mitgerechnet die auf einen zweistelligen Millionenbetrag geschätzten Kosten, die in Basel-Stadt wegen der Zeitverzögerung entstanden sind. Basel-Stadt baut nun auf dem Areal des Felix-Platter-Spitals.

Das chaotische doppelte Kinderspital in Basel und auf dem Bruderholz

Das Kinderspital beider Basel auf dem Bruderholz sollte eine partnerschaftliche Pioniertat werden. Die damalige Linkspartei POB (Vorgängerpartei der BastA!) verhinderte aber die Zusammenlegung auf dem Baselbieter Hügel. Weil ihre Initiative für die Erhaltung des Basler Kinderspitals am Rhein eine Mehrheit fand, musste das fusionierte Kinderspital 1999 auf zwei Standorte aufgeteilt werden. Das sorgte für Verwirrung und hohe Kosten, sodass man sich schliesslich mit viel Verzögerung zum heutigen Neubau beim Basler Universitätsspital durchrang.

Tramstreit beim Margarethenstich

Eine Tramverbindung vom Leimental direkt zum Basler Bahnhof SBB ist ein alter Wunsch aus dem Baselbiet. Eine neue, wenige Hundert Meter kurze Direktverbindung über den sogenannten Margarethenstich soll diesen Wunsch erfüllen. Geplanter Baubeginn war 2016. Streitigkeiten zwischen den BVB und der BLT, wer die neue Linie befahren darf, sorgten aber für Verzögerungen. Inzwischen hat zwar Basel-Stadt den Baukredit abgesegnet. Nicht aber das Baselbiet, sodass der Spatenstich frühestens 2018 zu erwarten ist.

Noch mögen die Halbkantone gute Miene zum bösen Spiel machen – doch die Baselbieter Regierung hat sich längst in folgenschwere Positionen verbissen.

“

Grosse Politik entfaltet ihre Wirkung auch ganz hinten im Tal der Hinteren Frenke. So musste der «Reigetschwylter Bott» im Juni darüber aufklären, dass der Regierungsrat den Kanton «finanziell entlasten» muss: «Unter anderem soll auch der Verzicht auf die Schulzahnpflegeinstruktorinnen... zu einer Reduktion der Ausgaben beitragen. Die Instruktorinnen wurden deshalb gestrichen, resp. ausgelagert.»

Dem Gemeinderat von Reigoldswil ist daran gelegen, dass Kinder lernen, wie man Zahnschäden verhindert. Er leistet sich elf Lektionen à 90 Franken pro Jahr.

Lesenswert ist die Begründung im «Bott»: «Zahlreiche Studien haben nachgewiesen, dass Zahnkaries ein sozioökonomisches Problem ist. ... Der Unterricht in der Schulklasse hat einen gruppendynamischen Aspekt und hilft entscheidend mit, die Zahnpflege als etwas Selbstverständliches in den Tagesablauf zu integrieren. ... Es ist zu befürchten, dass es ohne die Schulzahnpflegeinstruktionen mehr Karies (gemeint sein dürften Kosten, die Red.) in der Kinder- und Jugendzahnpflege geben wird, aber auch später bei den Sozialhilfekosten.»

Land- und Regierungsräte wissen das auch. Trotzdem schaffen sie diese erfolgreiche Gesundheitsprävention ab.

Weglächeln

Dieses Verhalten bereitet den Städtern Zahnschmerzen. Äusserlich ist das kaum zu sehen: Stellen Regierende der beiden Halbkantone Seite an Seite ein gemeinsames Projekt vor, könnten sie auch in einem Zahnpasta-Werbespot auftreten.

Zuletzt strahlten die Gesundheitsdirektoren Lukas Engelberger (CVP, BS) und Thomas Weber (SVP, BL) bei der Ankündigung der Pläne zur gemeinsamen Spitalgruppe um die Wette.

Die Mundwinkel fielen rasch wieder nach unten, kaum waren die Kameras aus. Basler Politiker zeigten die Zähne: Obwohl Basel-Stadt 71,5 Prozent des kantonalen Aktienkapitals der geplanten AG tragen soll, teilen sich die Kantone die Macht.

Linke und Bürgerliche monierten, die Rechnung gehe nicht ganz auf, das Land profitiere mehr vom Deal als die Stadt. Ein Gefühl, das die Mehrheit der Städter immer öfter beschleicht.



Gabriel Brönnimann ist Leiter Region der TagesWoche.
tageswoche.ch/+qigfu

Das kommt nicht von ungefähr. Seit 2009 schreibt das Baselbiet rote Zahlen. Der Schuldenberg wächst unaufhaltsam und die Aussichten sind nicht gerade rosig, sie sind signalrot. Und mit der geplanten Umsetzung der Unternehmenssteuerreform III werden dem Kanton noch einmal bis zu 50 Millionen Franken jährlich entgehen. Den Gemeinden rund 30 Millionen. Das bestehende Finanzloch wird immer noch grösser. Mit Ansage.

Zähne oder Infrastruktur: Wer Schäden nicht behandelt, riskiert hohe Folgekosten.

Um das Finanzloch zu stopfen, fährt die Regierung einen Sparkurs. Paradoxerweise auch auf der Einnahmenseite.

Schon im Regierungsprogramm 2016–2019 hielt man explizit fest, dass die «Besteuerung ... moderater und gleichmässiger ausgestaltet» werden soll. Man bereite deshalb «eine Einkommens- und Vermögenssteuerreform» vor.

Vom Sparfieber gepackt, verlangte die FDP «einen Vergleich der bestehenden Steuerkurve des Kantons Basel-Landschaft mit einer künstlichen Steuerkurve, welche aus dem Durchschnitt der Steuerkurven der Nordwestschweizer Kantone Aargau, Basel-Stadt und Solothurn gebildet wird».

Die Antwort des Regierungsrats: Die Angleichung an eine Durchschnittssteuerkurve der Nachbarkantone würde «zu Minderertrag führen». Konkret: jährlich mindestens zehn Millionen Franken.

Laut Finanzdirektor Anton Weber (CVP) werde eine Reform der Einkommens- und Vermögenssteuer «bis Ende der Legislaturperiode vorbereitet».

Summa summarum: über 90 Millionen Franken zusätzliche Ausfälle pro Jahr.

Kein Wunder werden Städter das Gefühl nicht los, das Baselbiet profitiere womöglich etwas gar sehr von der Stadt – und das ohne Plan für einen Weg aus der landwirtschaftlichen Finanzmisere.

Manch einer fragt sich, worin denn der Sinn der interkantonalen Entwicklungshilfe von 80 Millionen liege – eine Füllung, die in den Tiefen des Baselbieter Finanzlochs wirkungslos verschwindet.

Es ist bedauerndswert, dass die Baselbieter Regierung die Rechnung ohne die wertvollen sozioökonomischen Erkenntnisse aus der Kariesforschung macht: Der «gruppendynamische Aspekt» bleibt aus; kein Faktor auch die Tatsache, dass Sparmassnahmen Folgekosten ungeahnten Ausmasses haben können – später bei den Sozialhilfekosten».

Kantons-Karies

Drastische Sparübungen bei gleichzeitigem Unwillen, über Investitionen etwas an den strukturellen Grundproblemen zu verändern, lassen befürchten, dass man es hier mit einer ausgewachsenen Kantons-Karies zu tun hat. Unbehandelt kann das böse enden. Und sehr viel teurer.

Grundpfeiler der interkantonalen Zusammenarbeit werden bereits explizit in Frage gestellt: Es brauche «eine Überprüfung der Geldflüsse in der Partnerschaft», so Regierungspräsident Weber.

Er meinte nicht die 80 Millionen. Sondern, unter anderem, die Beiträge an den ÖV und an die Universität. Ein weiterer «Sonderfaktor», so Weber. Auch Sonderfaktoren kann man sich sparen. Ob es dann noch freundliche «Partnerschafts-Anlässe geben wird? Kaum.

Tragisch, ist doch die Region Basel ein eng verwobener Wirtschafts-, Kultur- und Lebensraum, der vor Kantons- und Landesgrenzen nicht haltmacht.

Das Baselbiet setzte seine Zahnputz-Instruktorinnen ab und hofft auf ein Wunder. Basel-Stadt muss hoffen, dass die Karies der Nachbarn nicht ansteckend ist. Und wird die städtische Zahnfee weiterhin Löcher in der Landschaft stopfen lassen. Zähneknirschend.

”





Vier Gesuchsteller hoffen, die Maske der Anonymität bald ablegen zu können.

FOTO: DANIEL FAULHABER

Sans-Papiers

Wiegen 15 Jahre Arbeit und Teilnahme am gesellschaftlichen Leben den Rechtsbruch der Illegalität auf? Nein, sagt das Migrationsamt. Entscheiden muss die Härtefallkommission.

Was macht ein Schicksal zum Härtefall?

von Daniel Faulhaber

Bis anhin trug Beto an solchen Anlässen eine Gesichtsmaske, damit ihn niemand erkennt. Doch an diesem Donnerstagabend im September 2016 steht der Peruaner ohne den Schutz der Anonymität auf der steilen Treppe im dritten Stock des Spalentors. Der Sans-Papiers spricht mit leiser Stimme, sagt ein paar Sätze über sich und sein Schicksal. Dann: «Dass das Migrationsamt unsere Gesuche ablehnen will, ist für uns dramatisch. Darum hoffen wir auf die Entscheidung der Härtefallkommission.»

Fürs Protokoll: Im September 2014 reichten elf Sans-Papiers aus Basel anonymisierte Gesuche auf Regularisierung als schwerwiegende persönliche Härtefälle ein. Das Migrationsamt lehnte acht davon ab. Trotz dieser negativen Voreinschätzung haben Beto und vier weitere Papierlose im April dieses Jahres den Schritt aus der Anonymität gewagt und ihre Gesuche unter Klarnamen dem Migrationsamt übergeben. Das Amt lehnte vier von fünf Gesuchen ab.

Diese vier Gesuche werden nun am 26. September von der Härtefallkommission abschliessend beurteilt.

Beto lebt seit gut 15 Jahren in der Schweiz, er wohnt selbstständig, hat einen Freundeskreis, spricht Deutsch – und er arbeitet. Nach Ansicht der Anlaufstelle für Sans-Papiers erfüllt der Peruaner alle Kriterien, die ein Härtefallgesuch legitimieren.

Zwei Gremien, zwei Meinungen

Regierungsrat Baschi Dürr dagegen, bei dessen Justiz- und Sicherheitsdepartement (JSD) das Migrationsamt angesiedelt ist, rückte gegenüber der «bz Basel» den grundsätzlichen Ausnahmecharakter dieser «Härtefallschiene» in den Vordergrund: Es reiche nicht, wenn einer einfach «sehr lange durchgeschlüpft und nie aufgefallen» sei, es brauche schon eine «spezielle Komponente» um Härtefälle als solche anzuerkennen. Wie diese Komponente aussehen könne, sei schwer zu sagen. Es brauche sicher mehrere Faktoren, die einen Härtefall als solchen annehmbar werden lassen.

Genau an dieser Faktoren-Frage scheiden sich die Geister der beteiligten Akteure. Die Anlaufstelle für Sans-Papiers erarbeitet die Dossiers laut eigenen Angaben mit grösster Sorgfalt. Sie ist überzeugt, dass alle Kriterien für ein Härtefallgesuch wie die Dauer des Aufenthalts, ein Arbeitsplatz, die Integration, Einschulung der Kinder, die Gesundheit etc. erfüllt seien. Trotzdem sieht sie ihre Einschätzung Mal für Mal vom Migrationsamt über den Haufen geworfen. Allein in den letzten beiden Jahren wurden acht von elf nicht-anonymisierten Härtefallgesuchen vom Migrationsamt negativ beurteilt.

Brisant ist: Die abgelehnten Gesuche landen bei der Härtefallkommission – und

diese entschied bisher anders als das Migrationsamt und gab damit im Nachhinein der Anlaufstelle für Sans-Papiers mit ihren Einschätzungen recht.

In Zahlen: Im Jahr 2015 sind sechs nicht-anonymisierte Gesuche behandelt worden. Das Migrationsamt lehnte vier davon ab. Die Härtefallkommission nahm alle vier an. 2016 sind bis jetzt fünf nicht-anonymisierte Gesuche eingereicht worden. Einen Fall hat das Migrationsamt angenommen. Vier hat es abgelehnt.

Um diese vier Schicksale geht es am 26. September.

Wie kann es sein, dass die Urteile der beiden Gremien, die auf denselben Akten- und Faktenlage basieren, so stark auseinanderdriften?

«Die Kommission sollte nicht als Feigenblatt für die restriktive Integrationspolitik des Migrationsamts dienen müssen.»

Fabrice Mangold, Anlaufstelle für Sans-Papiers

Eine knifflige Frage, die sich irgendwo in den sehr offen formulierten Härtefallkriterien verliert – oder eine Frage, die sich entlang zweier Positionen entscheidet, wie die Studie «Sans-Papiers in der Schweiz 2015» feststellt. Im Kapitel über Härtefälle heisst es dort: «Aus den Voten der Befragten geht hervor, dass die Perspektiven der kantonalen Behörden und Entscheidungsinstanzen auseinanderklaffen, je nachdem ob die Einzelfalllegalisierung primär als falscher Anreiz für illegale Migration oder als eine soziale Schadensbegrenzung betrachtet wird.»

Die Anlaufstelle appellierte in den vergangenen Monaten mehrmals, den gesetzlichen Graubereich «humaner» aus-

zulegen, und kritisierte das Verantwortungsbewusstsein der Migrationsbehörde. «Wenn beinahe alle Härtefallgesuche von der Härtefallkommission beurteilt werden müssen, ist das kein gutes Zeichen», sagt Fabrice Mangold von der Anlaufstelle für Sans-Papiers. «Diese Kommission sollte nur in absolut grenzwertigen Fällen einspringen und nicht als Feigenblatt für die restriktive Integrationspolitik des Migrationsamts dienen müssen.»

Solidarität und Unterstützung

In der Tat will man beim JSD von einer restriktiven Integrationspolitik nichts wissen. In den Jahren 2013 bis 2015 seien alle nicht-anonymisierten Anträge (insgesamt 12) positiv beurteilt und mit der Empfehlung auf Zustimmung dem Staatssekretariat für Migration nach Bern überwiesen worden. Entweder direkt durch das Migrationsamt oder nach der Beratung in der Härtefallkommission. Wer genau wie entschieden habe, könne nicht mehr eruiert werden, da hierüber keine Statistik geführt werde.

Wer genau über sein Gesuch befindet, dürfte auch Beto egal sein. Aber nun ist es – wieder einmal – die Härtefallkommission, an die sich der dringende Appell der Anlaufstelle und vieler Unterstützerinnen und Unterstützer richtet.

Unterzeichnet wurde der Appell von Basler Persönlichkeiten wie Anna Rossinelli, Martin Dean oder Eric Hattan, die sich mit dem Schicksal der Papierlosen solidarisieren. Die Unterstützung erfüllt Beto mit leiser Hoffnung, wie er in seiner Rede sagt. Der leisen Hoffnung, dass er nach diesem ersten öffentlichen Auftritt seit 15 Jahren sein Schicksal auch künftig ohne Maske in die Hand nehmen kann.

tageswoche.ch/+rthk42

×

ANZEIGE

Dienstag, 27. September 2016 20h
Oekolampad

PLANET HOLLIGER

Johann Christian BACH
Isang YUN
Heinz HOLLIGER
Elliott CARTER
Wolfgang Amadeus MOZART

SWISS CHAMBER SOLOISTS

H. Holliger Oboe T. Zehetmair Violine R. Killius Viola D. Haefliger Violoncello

Verkauf: susanna.dlem@bluewin.ch 061-271 98 36
CHF 35.- / CHF 25.- AVH/IV / CHF 10.- Studenten

swisschamberconcerts.ch



Unermüdlich und zuverlässig tritt Christian Mueller vom «freistaat unteres kleinbasel» an, wenn in Basel gewählt wird. Er fällt mit originellen Ideen auf. Doch er meint es ernst.

Der Querdenker mit der Rutschbahn

Aus wenig viel machen, das treibt Mueller an.

FOTO: ALEXANDER PREOBRAJENSKI

von Matthias Oppliger

Christian Mueller wählt seine Jobs danach, wie viel Freiheit sie ihm lassen. Der Präsident der Minipartei «freistaat unteres kleinbasel» (f-u-k) ist Theaterpädagoge, Autor, Künstler, Organisator, Kurator. Im Materialmarkt Offcut kümmert er sich um Transporte und Infrastruktur. Jetzt bewirbt er sich für einen weiteren Job: Er will Grossrat werden und kandidiert zum wiederholten Mal auch für den Regierungsrat und das Amt des Regierungspräsidenten.

Kleinteilig und bunt wie seine Vita ist auch der Ort unseres Treffens. Eine Lagerhalle auf dem Dreispitz voller Dinge, die Menschen ohne Fantasie und kreativen Willen als unnütz bezeichnen würden. Riesige Kartonplatten, Tischbeine, Stoffresten, Farbpigmente in Plastiksäckchen, Körperteile von Porzellanpuppen und ein Sortiment von Apothekengläsern.

Ausrangiertes ohne erkennbaren Zweck, doch mit dem Potenzial, alles zu werden. Im Offcut finden Bastelwütige all die Dinge, die sie für ihre Projekte benötigen. Mueller passt gut in diese Halle und zum Konzept von Offcut.

Aus wenig oder nichts viel machen, das ist, was den 35-Jährigen antreibt. Etwa als Künstler. Oder wenn er als Theaterpädagoge Jugendliche, die sich nicht kennen, dazu bringt, sich zu hinterfragen, laut zu denken, zu einem Team zusammenzuwachsen und ein Stück aufzuführen.

Was nach allseits erwünschter Charakterbildung für junge Menschen klingt, kann durchaus subversiv sein. Zumindest dann, wenn es von erwachsenen Kulturhütern dazu ernannt wird. Als Mueller vor drei Jahren zusammen mit einer Schulklasse am Münsterplatz-Gymnasium ein Theaterstück erarbeitete, wurde der Text wenige Wochen vor Aufführung von der Schulleitung zurückgewiesen.



Das Vokabular gefiel nicht, es sei sexistisch und rassistisch. Mueller musste den Rotstift ansetzen und das von den Schülern mitverfasste Skript zensurieren. Es war sein letzter Auftrag, in Basel ein Schultheater umzusetzen.

Die Episode zeigt, wie Mueller denkt und arbeitet: ergebnisoffen, überzeugt und ohne Scheu, irgendwo anzuecken. «Theater spielen heisst, sich konstant zu fragen: «Was wäre wenn?», sagt er. Kaum eine Kunstform erlaube es, aus so wenig so viel zu schaffen. Von diesem Spiel, diesem Ausloten neuer Grenzen, ist es ein kleiner Schritt zur Politik. Oder zumindest zu dem, was er sich unter Politik vorstellt.

Mehr Politiker als Künstler

Mueller will seine Umwelt, sein Leben gestalten, ohne sich um Grenzen zu kümmern. Grenzen akzeptiert er nicht, egal, ob sie ideologischer, politischer, praktischer oder wirtschaftlicher Natur sind. Für ihn sind sie gedankliche Konstrukte. Hindernisse, die ebenso leicht umgestossen werden können, wie sie einst am Reissbrett gezogen wurden.

Mit diesem Politikverständnis stösst Mueller viele etablierte Politiker vor den Kopf. Seine Ideen werden oft belächelt und er selbst wird als Utopist, Politspinner oder Jux-Kandidat betitelt. Egal, ob er den Finanzausgleich abschaffen, die Region Basel von der Schweiz loslösen, sämtlichen Verkehr unter die Erde verlegen oder den gesamten Boden verstaatlichen will. Er nennt sich liberal-sozial, ist mal liberaler als die FDP, mal linker als die SP und will seine Ideen nicht als «radikal», sondern als «konsequent» verstanden wissen.

Für den Wahlkampf hat Mueller eine alte Idee aufgewärmt: eine Initiative, die eine Rutschbahn von der Johanniterbrücke in den Rhein in der Verfassung festschreiben will. Einen ersten Anlauf dafür unternahm er 2013, doch die nötigen Unterschriften kamen nicht zusammen. «Die Idee ist immer noch gut», wehrt er die Frage ab, ob ihm die Ideen ausgegangen seien.

In der Rutschbahn-Initiative sieht Mueller das ideale Kampagnenvehikel. «Wenn wir abends am Rhein unterwegs sind, um Unterschriften zu sammeln, brechen die Leute regelmässig in Begeisterung aus.» So sei es sehr einfach, mit den Menschen ins Gespräch zu kommen. «Vielleicht gibt mir dann die eine oder der andere sogar noch seine Stimme.»

Auch bei seiner Kampagne versucht er, aus nichts viel zu machen. Der f-u-k hat nur zwei reguläre Mitglieder und keinen Rappen auf dem Konto. «Das Einzige, was wir haben, sind gute Ideen», sagt Mueller.

In einem Punkt unterscheidet sich Mueller jedoch kaum von manch gestandenen Politiker. Er hätte für seinen Wahlkampf einen gesellschaftskritischen Ton anschlagen können. Wie damals, als er die Ausschaffungsinitiative der SVP parodierte und mit seiner «Männer raus»-Initiative forderte, alle kriminellen Männer des Landes zu verweisen.

Was beschäftigt die Bevölkerung aus Ihrer Sicht am meisten?

Dass die Gleise an der Klybeckstrasse gerade erneuert werden und eine grosse Baustelle mit viel Lärm und Dreck die Tramverbindung nach Weil unterbricht. Und der FCB.

Wieso sollte man ausgerechnet Sie wählen?

Ich bin der richtige Kandidat für alle, die wollen, dass: die Region Basel politisch neu geordnet, das Verkehrsnetz zu Gunsten der Lebensqualität unterirdisch geführt, der Finanzausgleich abgeschafft, Bodenspekulation unter demokratische Kontrolle gebracht wird und alle Einwohner ein Stimmrecht erhalten.

Welches Buch liegt auf Ihrem Nachttisch?

Ich lese keine Bücher, ich lese Zeitungen. Neben meinem Bett liegt mein Notizbuch.

Steckbrief

Geboren: 1981.

Werdegang: Matura 2000 in Laufen. Abschluss in Basel als eidg. dipl. Künstler 2006. Seither mehr oder weniger freischaffend als: Künstler, Autor, Theaterpädagoge, Kurator, Organisator, Performer und bei Offcut – dem Materialmarkt für kreative Wiederverwertung. 2015 Team-Vizeweltmeister im Kubb-Spiel.

Familiäres: Geborener Schwarzbube, wohnhaft seit 2001 in Basel. Mueller ist nicht verheiratet und hat «wahrscheinlich keine Kinder».

Es war sein grösster Hit. Kaum ein Medium in der Schweiz, das nicht darüber berichtete. «Männer raus» war brillante Politikunst, die sich gekonnt sämtlicher Aufmerksamkeitsmechanismen bediente. Unbequem, ätzend, ein böser Kommentar zur Lage der Nation.

Nun geht Mueller auf Stimmenfang, ist mehr Politiker als Künstler. Er setzt auf Gefälligkeit und sucht die Aufmerksamkeit. Er setzt auf die Idee, die bei den Leuten ankommt. Eine harmlose Rutschbahn. Ein lustiges Projekt, das Sympathien weckt und über das sich beim Bier am Rheinufer bequem plaudern lässt.

«Ich fühlte mich nirgendwo vertreten, also habe ich selbst eine Partei gegründet.»

Bei allem Humor, den Mueller in der konventionellen politischen Diskussion so vermisst: Er meint es ernst, er will sich einbringen und Grossrat werden. Er sieht Handlungsbedarf und glaubt daran, im Parlament die Stadt ein bisschen besser machen zu können. Die Regierungskandidatur nutzt er zur Profilierung: Wer Anspruch auf einen Sitz im Siebnergremium erhebt, erhält mehr Aufmerksamkeit als der gemeine Grossratskandidat.

Elias Schäfer (FDP) kennt Mueller von der Operation Libero, in der sie beide Mitglied sind. Als Grossrat ist Schäfer vor zwei Jahren zurückgetreten, jetzt kandidiert er erneut. Er schätzt Mueller als kreativen und engagierten Kopf: «Er wäre bestimmt eine Bereicherung für den Grossen Rat.»

Doch einen Ratschlag gibt er Mueller mit: «Er wird sich die Frage stellen müssen, ob er pragmatischerweise von man-

chen seiner Prinzipien etwas Abstand nimmt, um im Parlament tatsächlich etwas bewirken zu können.» Damit spricht Schäfer etwa die Frage an, welcher Fraktion sich Mueller anschliessen könnte.

In die Politik getrieben hat Mueller die Unzufriedenheit mit dem bestehenden Parteiangebot, das er zu grossen Teilen als «verlogen und verkrustet» erlebt. «Ich fühlte mich nirgendwo vertreten, also habe ich selbst eine Partei gegründet.»

Gegen den Regulierungswahn

Unzufrieden ist er auch mit dem «Regulierungswahn» der Basler Behörden. «Es ist unverständlich, wie viele Auflagen ein Wirt einhalten muss, um ein paar Biere über die Theke zu reichen.» Einer seiner Lieblingsgegner ist der Wirteverband, «eine Lobbygruppe, die sich selbst vor der Konkurrenz schützen will».

Erfahrungen mit dem Staatsapparat machte Mueller auch als Mitorganisator und Besucher unbewilligter Partys. «Was soll schlecht daran sein, an einem Platz zu feiern, wo man niemanden stört und den man sauber hinterlässt?» Er verstehe nicht, weshalb solche Veranstaltungen heute polizeilich geräumt werden müssen, wenn es doch früher auch anders gegangen sei.

Parlamentsarbeit ist mühsam. Konsens kommt – wenn überhaupt – nur in sehr kleinen Schritten zustande und bedingt viele Zugeständnisse. Mueller wäre nicht der erste Grossrat, der mit hehren Zielen und voller Idealismus antritt und schon bald feststellen muss, dass Gestaltungsmacht und Einfluss eines Parlamentariers so gross nicht sind. «Ich habe eine grosse Frustrationstoleranz», sagt er.

Und mit Flexibilität für Kompromisse sollte Mueller eigentlich gerüstet sein. Schliesslich gelingt es ihm auch, seine vielen Jobs unter einen Hut zu bringen.

tageswoche.ch/+48brd

×

Grosser Rat

Kaserne rückt ein Feld vor

von Dominique Spirgi

Das war vorauszusehen: Der Grosse Rat sagt mit 58 Ja- zu 33 Nein-Stimmen – bei 3 Enthaltungen – deutlich Ja zur Gesamtrenovierung und zum Umbau des Kasernenhauptbaus zum Kultur- und Kreativzentrum und damit zum Projektkredit von 44,6 Millionen Franken.

Die Ratslinke konnte zusammen mit den Mitteparteien CVP und GLP die bürgerlichen Gegner aus SVP, LDP und FDP klar überstimmen. Diese haben das Referendum gegen den Beschluss angekündigt, über das voraussichtlich im Februar 2017 abgestimmt werden kann.

Die Grossratsdebatte – an der sich weit über ein Dutzend Einzelredner beteiligten – brachte substantiell nichts Neues. Sieht man von rechtsbürgerlichen Grossräten ab, die sich gar keine Änderungen oder ein Weiterbestehen als Raumreserve für die Basler Schulen wünschten. Die wesentlichen Argumente fanden sich bereits in den Mehr- und Minderheitsberichten der vorberatenden Grossratskommissionen.

Der Grossratsbeschluss ist trotz der Referendumsabstimmung ein Meilenstein in der Geschichte des Basler Kasernenareals nach dem endgültigen Auszug der Armee im Jahr 1966.

Während die alten Rossställe und die Reithalle sowie die umgebauten Räume im Kirchenbau des ehemaligen Klingentalklosters bereits ab den 1960er-Jahren etappenweise zu Kulturräumen wurden, blieb der markante Hauptbau Raumprovisorium für Schulen und bollwerkartige Kulisse für das Basel Tattoo. Versuche, ihn definitiv umzunutzen und das Areal zum Rhein hin zu öffnen, kamen jeweils nicht über die Vorprojektphase hinaus.

«Eine Herzensangelegenheit»

Guy Morin, der als Vorsteher des Präsidialdepartements federführend war in der Projektarbeit, zeigt sich zufrieden mit dem klaren Resultat: «Ich habe das Kasernendossier vor acht Jahren übernommen und mit viel Energie und Herzblut vorangebracht, da freut es mich natürlich sehr, dass die anwesenden Grossräte mit fast zwei Dritteln Ja gesagt haben.»

Dass die bürgerlichen Parteien das Referendum ergreifen, nimmt Morin gelassen zur Kenntnis: «Es ist letztlich gut, wenn die Bevölkerung Stellung nehmen kann. Ich bin zuversichtlich, dass die Stimmbürgerinnen und Stimmbürger erkennen werden, dass das Umbauprojekt einen klaren Mehrwert nicht nur fürs Kleinbasel, sondern für die ganze Stadt bringt.»

Bislang konnten die Baslerinnen und Basler erst einmal Stellung nehmen zum Kasernenareal: 1987 wurde über eine unterirdische Autoeinstellhalle abgestimmt. Das Anliegen wurde klar verworfen.

tageswoche.ch/+i6j87

Arm der Woche



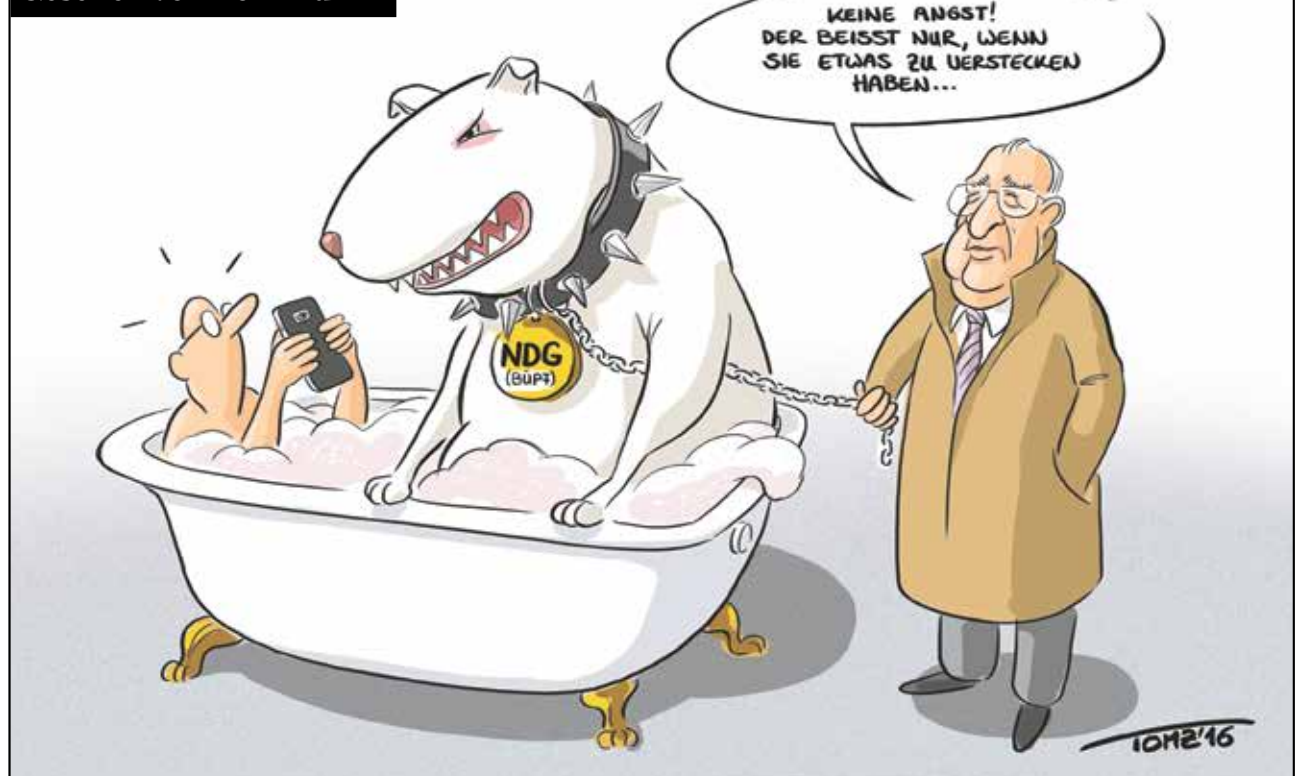
Carlo der Robochirurg

von Simone Janz

Das Unispital Basel setzt als weltweit erstes Spital einen Laser-Roboter ein, der Knochen schneiden kann. Noch befindet sich Carlo in der Testphase. 2017 soll er erstmals für Operationen eingesetzt werden. Mit nur 0,2 Millimetern sind die Laser-Knochenschnitte des Roboters fünf bis zehn Mal feiner als jene einer Säge. Carlo steht für «Cold Ablation Robot-guided Laser Osteotomy», sprich, frei übersetzt, ein robotergesteuertes kaltes Laser-Knochen-Abtrage-System. Entwickelt wurde Carlo von der Firma AOT in Allschwil.

tageswoche.ch/+ywqsr

Gesehen von Tom Künzli



Tom Künzli ist als Illustrator für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften tätig. Der 41-Jährige wohnt in Bern.

Cabb Pratteln

Fünfter Unfall seit 2010

von Jeremias Schulthess und Christian Degen

Am Mittwochmorgen ereignete sich bei der Firma Cabb in Pratteln ein Unfall, bei dem Chlorsulfonsäure austrat. Verletzt wurde niemand.

Die Havarie ereignete sich kurz nach 9 Uhr. In einem Produktionsgebäude sei Chlorsulfonsäure ausgetreten, teilte die Baselbieter Polizei mit. Der Unfall ereignete sich beim Beladen eines Bahnwaggons. Wie viel Säure auslief, sei nicht bekannt, heisst es weiter.

Durch den Kontakt der Substanz mit Luftfeuchtigkeit kam es zu einer Nebelentwicklung, schreibt Cabb in einer Mitteilung. Die Feuerwehr konnte dies durch den Einsatz von Wasser beenden.

«Das Ereignis beschränkte sich weitgehend auf das Gebäudeinnere», so die Polizei. Messungen vor Ort hätten ergeben, dass keine Gefahr für Mensch und Umwelt bestand. Der Grund für den Unfall ist noch unklar. Die Polizei untersucht den Vorfall.

Cabb schreibt: «Eingehende Untersuchungen durch externe Spezialisten und das Unternehmen selbst werden folgen.» Der Standortleiter von Cabb, Robert Dahinden, bedauert «diesen Zwischenfall ausserordentlich».

Gefährliche Quecksilber-Elektrolyse

Es ist bereits der fünfte Unfall der Pratteler Firma seit 2010, der bekannt wurde. Bei vergangenen Unfällen gab es Verletzte und einen Toten.

Die Firma verwendete bis vor Kurzem ein Verfahren (Quecksilber-Elektrolyse), das europaweit geächtet ist: Chlor und Natronlauge werden mittels hochgiftigen Quecksilbers aus Kochsalz gespalten. Damit war das Cabb-Werk das letzte seiner Art in der Schweiz.

Die Quecksilber-Elektrolyse wurde am 7. September abgeschaltet, wie Cabb-Mediensprecher Ulrich Gartner schreibt. Ab Oktober wird ein neues Verfahren angewendet, das ohne Quecksilber auskommt. tageswoche.ch/+9aol0 x

ANZEIGE

In **Basel / Neubad** Neuweilerstrasse 99 u. Fröschgasse 5, neue Wohnungen!

URBANUM.CH

by **Degelo Architekten: degelo.net**

2.5 Z-Wg. ab CHF 540'000.-

3.5 Z-Wg. ab CHF 680'000.-

4.5 Z-Wg. ab CHF 900'000.-

Attika-Wg. ab CHF 1'450'000.-

Bezug ab ca. 12/2017

Top Immobilien AG 061-303 86 86
info@top-immo.ch www.top-immo.ch



Der Bling-Bling-Ring der Römer.

FOTO: SABINE BUGMANN

Ausgrabung

Besuch bei den Siedlern von Pratteln

von Simone Janz

Ein Bling-Bling-Ring», lacht der stellvertretende Baselbieter Kantonsarchäologe Andreas Fischer, als er die Fundstücke aus den Ausgrabungen in Pratteln zeigt. Der prunkvolle Fingerring aus Goldblech ist zwar innen hohl, doch er sei sehr wertvoll gewesen und zeige den hohen sozialen Status seines Besitzers, so Fischer.

Das Team der Archäologen gräbt auf einem Industriegebiet am Kästeliweg in Pratteln. Dort hat es auch die Überreste einer Villa Rustica gefunden – für die Archäologen ein Fund von unschätzbarem Wert, spektakulärer noch als der Ring.

Der Gutshof könne «Erkenntnisse zur Funktionsweise der römischen Agrarwirtschaft» liefern, die wissenschaftlich hochinteressant seien. Zwar sind zentrale Orte römischer Besiedlung in der Schweiz, wie etwa Augusta Raurica, gut erforscht. Über das Umland hingegen sei nur wenig bekannt, sagt Fischer.

Die ersten Ausgrabungen am Kästeliweg begannen bereits 1840. Im Lauf der Zeit stiess man unter anderem auf Reste von Mosaiken und beheizten Gemächern. Laut Archäologie Baselland ist der Gutshof eine der «bedeutendsten Anlagen dieser Art im Umland von Augusta Raurica».

Ein Ausgrabungsteam sucht nun im Rahmen einer Notgrabung momentan auf einer Fläche von 12 000 Quadratmetern nach landwirtschaftlichen Spuren – denn

hier, vermuten die Forscher, liegt eine der Ursachen für den Reichtum der Römer. Damit grosse Siedlungen wie Augusta Raurica ernährt werden konnten, war eine florierende Landwirtschaft notwendig.

Frühe Form des Güllelochs

In Pratteln befolgten die Gutsherren die Ratschläge des römischen Agrarwissenschaftlers Columella, um eine Überschussproduktion zu generieren: Wie die Ausgrabungen zeigen, dichteten die hier siedelnden Römer beispielsweise eine Grube mit Lehm ab und nutzten sie zur Dungreifung. Ein spezialisierter Prozess zur Herstellung von Dünger. «Das ist meines Erachtens das erste Mal, dass das auch tatsächlich nachgewiesen werden konnte», so Grabungsleiter Jan von Wartburg. tageswoche.ch/+v4b76 x

Tag der offenen Ausgrabung: Samstag, 24. September, 10 bis 13.30 Uhr.

ANZEIGE

Gesucht in Basel: Praxisräumlichkeiten

Selbständige Ergotherapeutin (Handtherapie und Spiraldynamik) sucht Räumlichkeiten in Praxis- / Bürogemeinschaft (Gesundheit, Bewegung, Beratung, Therapie)

pipoz@handergobasel.ch
061 301 51 10

Maasai Mara

Nein, hier waren keine Wilderer am Werk. Der Löwe im kenianischen Naturschutzgebiet macht lediglich ein Nickerchen.

GORAN TOMASEVIC/
REUTERS

**London**

«Stop Trump» – ein Aktivist beschwört die panatlantische Freundschaft im Rahmen einer Kampagne, die Auslandamerikaner zum Wählen bewegen will.

STEFAN WERMUTH/
REUTERS

**Tulsa, Oklahoma**

Erst acht ist Angelo Estes, doch er weiss bereits, dass er mit seiner Hautfarbe Opfer rassistischer Polizisten werden könnte. So wie Terence Kutcher, gegen dessen Erschiessung der Bub demonstriert.

NICK OXFORD/REUTERS



Frankfurt

Das Baby dieser Frau ist nicht im Bild, und das ist vermutlich besser so. Wie findet es der Säugling wohl, dass die Mama seinen Nuggi im Rahmen eines Schnullerspuck-Wettbewerbs durch die Luft fliegen lässt?

KAI PFAFFENBACH/
REUTERS



Gazastreifen

In der Nähe der Stadt Chan Yunis gehen nicht nur Fische aus dem Mittelmeer ins Netz. Auch diese Wachtel verfang sich in den Maschen. Landen wird sie am Ende wohl auf einem Teller.

IBRHEEM A. MUSTAFA/
REUTERS



Basel-Stadt und Region

Allschwil

Brunner-Eigenmann, Otto, von Therwil/BL, 01.02.1924–13.09.2016, Muesmattweg 33, Allschwil, Trauerfeier und Beisetzung: Montag, 26.09., 14.00 Uhr, Kapelle Friedhof Allschwil.

Basel

Brunner-Mountford, Molly, von St. Peterzell/SG, 24.02.1933–15.09.2016, Furkastr. 8, Basel, Trauerfeier: Freitag, 30.09., 14.30 Uhr, Stephanuskirche Basel.

Dambach-Koch, Fritz, von Basel/BS, 25.01.1939–14.09.2016, Schützengraben 15, Basel, wurde bestattet.

Egger-Christ, Fritz, von Basel/BS, 17.12.1931–13.09.2016, Hohe Winde-Str. 66, Basel, Trauerfeier: Mittwoch, 28.09., 14.00 Uhr, Leonhardskirche, Leonhardskirchplatz 3.

Eisenegger, Bernd Karl, von Guntershausen bei Aadorf/TG, 07.04.1945–09.09.2016, Rebgrasse 16, Basel, wurde bestattet.

Ernst, Ruth Sophie, von Basel/BS, Oppligen/BE, 27.01.1930–16.09.2016, Rheinsprung 16, Basel, wurde bestattet.

Fox, Rosmarie Paulina, von Basel/BS, 14.12.1923–10.09.2016, Hammerstr. 88, Basel, wurde bestattet.

Frank-Rosenthaler, Joseph Ya'akov Michael, von Basel/BS, 19.05.1936–15.09.2016, Arabienstr. 15, Basel, wurde bestattet.

Guélat, Karl Kaspar, von Bure/JU, 28.07.1955–09.09.2016, Klybeckstr. 51, Basel, wurde bestattet.

Heiniger-Sägesser, Leny, von Wyssachen/BE, 23.09.1930–13.09.2016, Gellertstr. 216, Basel, wurde bestattet.

Huck-Jenni, Erika, von Basel/BS,

17.01.1931–17.09.2016, Hegenheimerstr. 275, Basel, Trauerfeier: Dienstag, 27.09., 11.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Moor-Gerber, Hedwig, von Basel/BS, 14.04.1924–10.09.2016, Rudolfstr. 43, Basel, Trauerfeier: Freitag, 23.09., 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Murbach, Adelheid, von Gächlingen/SH, 09.02.1928–17.09.2016, St. Johannis-Ring 122, Basel, Trauerfeier: Mittwoch, 28.09., 15.00 Uhr, Kapelle des Pflegehotels St. Johann, St. Johannis-Ring 122.

Ruggli-Däppen, Wilhelm Fridolin Leo, von Basel/BS, 18.04.1932–09.09.2016, St. Alban-Anlage 23, Basel, wurde bestattet.

Schneider-Huppuch, Annemarie Liselotte, von Basel/BS, 16.06.1927–15.09.2016, St. Jakobs-Str. 395, Basel, wurde bestattet.

Schneider, Eric Charles, von Pieterlen/BE, 03.09.1951–06.09.2016, Maulbeerstr. 19, Basel, wurde bestattet.

Siegenthaler, Hans Peter, von Trub/BE, 12.08.1938–08.09.2016, St. Alban-Ring 226, Basel, wurde bestattet.

Stilli-Gerster, Liselotte, von Basel/BS, 14.05.1927–17.09.2016, Vogesenstr. 73, Basel, Trauerfeier: Mittwoch, 28.09., 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Widrig-Gosch, Ernst Karl, von Bad Ragaz/SG, 18.04.1937–14.09.2016, Oberwilerstr. 50, Basel, Trauerfeier: Montag, 26.09., 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Winter-Gertiser, Ottilia, von Basel BS, 08.07.1927–12.09.2016, Missionsstr. 8A, Basel, wurde bestattet.

Wyss-Schlatter, Dora, von Herzogenbuchsee/BE, 16.06.1948–02.09.2016,

Maispracherweg 10, Basel, wurde bestattet.

Lausen

Meyer, Claudia, von Villmergen/AG, 29.01.1982–14.09.2016, Furlenhofweg 2, Lausen, Abdankung: Montag, 26.09., 14.30 Uhr, Kirche Sissach.

Muttenz

Felippi-Mohler, Roland Christian, von Läfelfingen/BL, 13.05.1949–05.09.2016, Baselstr. 96 a, Muttenz, wurde bestattet.

Gysi-Susana, Santa Maria, von Muttenz/BL, Birr/AG, 29.04.1925–15.09.2016, Tramstr. 83, APH Zum Park, Muttenz, wurde bestattet.

Misteli-Bogdanovicz, Hans, von Muttenz/BL, Aeschi/SO, 27.09.1934–06.09.2016, Reichensteinerstr. 55, APH Käppeli, Muttenz, Urnenbeisetzung im engsten Familienkreis.

Pratteln

Fusaro, Carmela, aus Italien, 28.05.1963–18.09.2016, Wartenbergstr. 34, Pratteln, wurde bestattet.

Möller-Nickel, Elfriede Helga, aus Deutschland, 20.04.1929–18.09.2016, Rasenweg 3, Pratteln, Abdankung: Freitag, 30.09., 14.00 Uhr, Friedhof Blözen, Abdankungskapelle.

Reinach

Brunner, Margrit, von Luzern/LU, 30.10.1949–15.09.2016, Münchensteinerweg 34, Reinach, Urnenbeisetzung im engsten Familienkreis.

Riehen

Bühler-Zdansky, Ulrico Caspare, von Hombrechtikon/ZH, 27.06.1931–12.09.2016, Kohlistieg 71, Riehen, wurde bestattet.

Dressler-Ruffiner, Margaretha, von Basel/BS, 20.05.1929–14.09.2016, Gestaltenrainweg 81, Riehen, Trauerfeier: Dienstag, 27.09., 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Heimgartner-Begert, Irene, von Riehen/BS, 17.06.1931–15.09.2016, Mohrhaldenstr. 33, Riehen, wurde bestattet.

Stalder, Thomas Oscar, von Riehen/BS, Lenk/BE, 09.08.1962–13.09.2016, Grenzacherweg 81, Riehen, wurde bestattet.

laufend aktualisiert:
tageswoche.ch/todesanzeigen

Es gibt kaum Gründe, Sophie Hunger den Schweizer Musikpreis zu missgönnen. Die Kritiker hingegen sind wie die Hunger-Wortspiele: plump und selbstentlarvend.

“

Selbst wenn man dieses Geld dem IS überwiesen hätte, wäre es noch besser investiert gewesen.» Das schrieb Celtic-Frost-Beule Tom Gabriel Fischer bei Facebook. Es ist seine Reaktion darauf, dass Sophie Hunger den mit 100 000 Franken dotierten Schweizer Musikpreis erhalten hat. Heute ist Fischer unter dem Namen Triptykon aktiv. Vor Kurzem trat er beim weltgrössten Metal-Festival in Wacken auf. Ein international erfolgreicher Musiker also, der solchen Futterneid eigentlich nicht nötig hätte.

Und doch gesellt sich Fischer zu einer ganzen Reihe von Altröckern, die sich entsetzt äussern: Polo Hofer und – wir sind nicht erstaunt – Chris von Rohr findens auch voll fies. Für Letztern ist Kulturförderung an sich daneben und wenn, dann sollte man diese nicht an eine Frau vergeben, die es wagt, die Schweiz für ihr Verhalten gegenüber Ausländern und Flüchtlingen zu kritisieren. Der «Blick» nimmt den Unmut der alten Männer als Anlass, um unter dem Titel «Hunger kriegt den Hals nicht voll» zu vermelden: «Musikszene tobt über Sophie und ihre Subventionen.»

Ich liebe die Idee, dass eine Künstlerin trotz klaren Äusserungen Anerkennung von ihrem Heimatland erhält.

Einmal mehr wird hier als «Schweizer Musikszene» definiert, was dem Boulevard bekannt ist. Eine fatale Fehleinschätzung. Die wirkliche Schweizer Musikszene findet überall statt, nur nicht in der Öffentlichkeit. Aber wer will vom «Blick» schon fundierte Kenntnisse der Schweizer Musikszene erwarten.

Zum Glück gibts noch fundierteren Kulturjournalismus, etwa im «Tagi». Denkste! Dieser titelt: «Schon wieder sie!» Und mit dem Satz «Sie ist jung, sie ist eine Frau – damit war sie fällig» verwechselt die Artikelschreiberin den Schweizer Musikpreis, bei dem 15 der wichtigsten Schweizer Musikschaffenden nominiert waren, mit der Miss-Schweiz-Wahl und sugge-



Knackeboul ist Rapper, Beatboxer und Publizist.
tageswoche.ch/+cfk07

riert, dass Hunger nur wegen Geschlecht und Jahrgang gewonnen hat.

Ich kenne Sophie Hunger nicht persönlich, aber ich kenne einen Teil des musikalischen Schaffens der Nominierten. Ich möchte deshalb einige der Kritikpunkte relativieren. Also:

«Hunderttausend Franken von unseren Steuergeldern – das ist völlig übertrieben, vor allem für diese Musik(erin)!»

Subventionen sind wichtig. Das Land profitiert, wenn es eine vielfältige, kritische Musikszene fördert, die dem Bürger dient mit Unterhaltung, Denkanstössen und Kunst jenseits von Kommerz und Berechnung. 100 000 Franken reichen gerade, um ein Album vernünftig zu produzieren. Nachdem Sophie Hunger damit die Musiker, das Studio und alles andere bezahlt hat, bleiben ihr vielleicht noch ein paar Tausend für den Lebensunterhalt.

«Schon wieder sie! Immer kriegen die Gleichen alles in den Arsch geschoben.»

Klar gäbe es auch andere förderungswerte Musiker, es ist aber konsequent, eine Künstlerin über Jahre aufzubauen und zu unterstützen. Sophie Hunger ist eine brillante Musikerin, die international Anerkennung erfährt. Für die Schweiz als Land ist es klug, sie immer wieder zu fördern und auf ihrem Weg zu unterstützen.

«Immer gewinnt nur der Mainstream.»

Sophie Hunger ist das Gegenteil von Mainstream. Würde man auf den Schwei-

zer Strassen eine Umfrage machen, würden weniger als 30 Prozent wissen, wer diese Frau ist. DJ Antoine würden über 70 Prozent erkennen. Antoine ist ein Mainstream-Künstler, der viel Geld verdient, der Musik und Kultur aber wenig Nachhaltiges bringt. Hunger ist eine tiefgründige Künstlerin, die in die Musikgeschichte eingehen wird und zum Glück auch kommerziellen Erfolg hat.

«Noch nie von der gehört.»

Der Fakt, dass viele noch nie etwas von der einzigen Schweizer Künstlerin gehört haben, die am legendären Glastonbury-Festival gespielt hat, beweist, wie wichtig die Vergabe dieses Preises ist.

Kein Grund für Missgunst

Man könnte jetzt vielleicht den Eindruck haben, ich sei in diese Sophie verliebt, aber ich mag einfach ihre Musik, ihre Art und ihren Werdegang. Ich liebe nicht sie, sondern die Idee, dass eine Künstlerin trotz geringer Selbstinszenierung, trotz Musik mit Tiefgang und trotz klaren Meinungsäusserungen Anerkennung von ihrem Heimatland kriegt.

Wer Sophie Hunger nicht kennt, soll sie ergründen. Er wird vieles finden, was ihn fasziniert, und wenig Gründe erkennen, ihr den Preis zu missgönnen. Auch wer sich die anderen für den Preis nominierten Musiker anschaut oder die Jury, wird zum selben Schluss kommen.

Die Kritiker hingegen sind wie die Hunger-Wortspiele in den Zeitungsartikeln und Kommentaren: plump, unnötig und selbst-entlarvend. Wie der Celtic-Frost-Fischer. Ich hoffte, dass ein Mann, der so starke Musik macht, auch Argumente hat. Seine weiteren Kommentare drehten sich aber nur noch um ihn und wie viel Ahnung er von internationalem Erfolg hat und von der Musikszene, von Förderung und von fehlender Anerkennung seitens Schweiz.

Damit entlarvte Fischer selbst, worum es in seinen und anderen Wehklagen eigentlich geht: Um gekränkte Egos und zu wenig Zuwendung. Seien wir froh, gibt es diesen Preis, der diesen Missstand bekämpft. x

”

Regierungen gehen aus Angst vor der Wut ihrer Wählerschaft auf Distanz zu «Brüssel». Konstruktiv ist das nicht.

Sündenbock Europa

Online



tageswoche.ch/
themen/
Georg Kreis

von Georg Kreis

Vor Wochenfrist versammelten sich die Staats- und Regierungschefs der EU in Bratislava zu ihrem ersten Gipfel nach dem «Brexit». Italiens Ministerpräsident Matteo Renzi nutzte den Termin, um Innenpolitik zu machen: Er weigerte sich, mit Angela Merkel und François Hollande gemeinsam vor die Presse zu treten.

Doch weil das deutsch-französische Duo sehr oft solo auftritt, hätte man die Abwesenheit des Italieners wahrscheinlich gar nicht bemerkt. Also musste Renzi selber dies per Twitter der Welt kundtun: In der Hauptstadt der Slowakei sei zwar ein Schritt vorwärts gemacht worden, dies sei aber zu wenig – «troppo poco». Ohne Änderungen in der Wirtschafts- und Flüchtlingspolitik würde Europa viel riskieren. Materiell hat der italienische Regierungschef sogar recht. Doch in der Form, die in der Politik doch stets mehr als die Hälfte ist?

EU-Kritik hebt die Popularität

Auch taktisch könnte diese Aktion aus innenpolitischer Sicht richtig gewesen sein. Mit seiner Europakritik suchte der italienische Ministerpräsident die Nähe zu seiner Wählerschaft, deren Zustimmung er braucht, wenn in wenigen Wochen zu Hause über eine (das Verhältnis zur EU freilich nicht betreffende) Verfassungsänderung abgestimmt wird.

Denn in Italien ist das vereinte Europa derzeit wenig wohlgeht: Die EU weist eine Zustimmungsrate von bloss 33 Prozent gegen 45 Ablehnungsprozente auf. Noch vor einem halben Jahre lag die Zustimmung bei 55 Prozent. EU-Freundlichkeit würde unter diesen Umständen die Popularität nicht steigern.

Ob solche Auftritte oder Nichtauftritte Renzi wirklich helfen, ist mehr als fraglich. Die Lega- und Grillo-Partisanen werden jedenfalls nicht honorieren. Keine Frage ist aber, dass sie dem Ansehen des europäischen Gemeinschaftsprojekts nicht guttun. Noch vor wenigen Wochen, genauer am 22. August 2016, liess sich Renzi sehr gerne mit dem Duo Merkel/Hollande ablichten, als sie gemeinsam auf der ehemaligen Gefangeneninsel Ventotene vor Neapel an einen der historischen Ausgangspunkte des Gemeinschaftsprojekts erinnerten.

Für die schlechte Erledigung von Hausaufgaben macht man gerne die Dachorganisation verantwortlich.

Antifaschisten, unter ihnen der berühmte Altiero Spinelli, nach dem ein 1984 leider nicht weiterverfolgter Verfassungsentwurf benannt ist, lebten als Gefangene des Mussolini-Regimes 1941–1944 auf dieser Insel und verfassten das wegweisende Manifest «Für ein freies und geeintes Europa». Diese Erklärung sollte mehr wert sein als ein Fototermin.

Renzis billiger Schwenker entspricht der allgemein bestehenden Tendenz, Innenpolitik auf Kosten der Europapolitik zu betreiben. Für die schlechte Erledigung von Hausaufgaben macht man gerne die europäische Dachorganisation verantwortlich. Doch demonstrative Distanz zur EU hilft meistens nicht. Der häusliche

Furor ist nämlich weniger die Konsequenz aus Ungenügen auf der oberen Etage, er entspringt vielmehr einem diffusen Missmut, der einfach eine Adresse sucht – und mit «Europa» leicht findet.

Europa oder, wenn man lieber will, die EU hat die Funktion eines Sündenbocks. Das heisst: Dem Opfer werden Dinge vorgeworfen, für die es selber nichts kann und für welche die Vorwerfenden, die sich damit selbst entlasten wollen, verantwortlich sind. In der allgemeinen Vorwurfsadresse gibt es im Fall von Ministerpräsident Renzi noch eine spezielle: Deutschland und seine Kanzlerin Merkel. Sie werden für die Wirtschaftsschwäche im eigenen Land verantwortlich gemacht.

Die gegenüber der EU beinahe automatisch negative Einstellung generiert höchst widersprüchliche Kommentare: Die einen sehen im Gipfeltreffen von Bratislava nur Gefeilsche und Kakophonie, andere attestieren dem gleichen Treffen Scheinheiligkeit und trügerische Eintracht. Da ist der von Matteo Renzi festgestellte «passo in avanti» geradezu ein generöses Urteil.

Inzwischen scheint es fast zur Bürgerpflicht zu gehören, empört zu sein.

Vor über fünf Jahren hatte uns der alte und vom Leben erprobte Stéphane Hessel mit enormer Resonanz zugerufen: «Empört euch!» Das war glaubwürdig und orientierte sich an den Menschenrechten. Die Schrift richtete sich gegen die Gleichgültigkeit der «Ohne-mich-Typen». Die heute grassierende Empörungsmanie würde der 2013 mit 96 Jahren verstorbene Hessel aber nicht unterstützen.

Inzwischen scheint es beinahe zur Bürgerpflicht zu gehören, empört zu sein. Bevor wir aber als Wutbürger reagieren oder meinen, Verständnis für Wutbürger aufbringen zu müssen, sollten wir uns überlegen, was es mit diesem Wutbürgertum auf sich hat. Einerseits hat es dieses Phänomen wohl schon immer gegeben – die Geschichte ist voll von kleineren und grösseren Protesten. Und die meisten Proteste sind nicht einfach unbegründet. Es fragt sich allerdings, ob sie von einer richtigen Ursachenanalyse ausgehen, sich an die richtige Adresse richten und die richtigen Mittel einsetzen.

Begründeter Protest

Der in St. Gallen lehrende Philosophieprofessor Dieter Thomä wird in den kommenden Tagen ein Buch über gesellschaftliche Störenfriede veröffentlichen. Mit dieser Publikation reagiert er auf ein in unserer Zeit stets grössere Bedeutung erlangendes Phänomen. In einem Anfang September in der NZZ publizierten Artikel hat er eine Klassifikation der verschiedenen Störenfriede-Typen vorgestellt. Abgesehen vom einleuchtenden Grundstate-

ment, dass «ein bisschen Rebellion» dann und wann für die Gesellschaft ganz gut sei, muss uns eine andere seiner Aussagen wichtig sein:

Es gebe eine Kategorie von Störenfrieden, die vom Egotrip die Nase voll hätten und sich darum totalitären oder auch nur populistischen Bewegungen an den Hals werfen würden. Egohaltungen und Massenbetrieb schliessen sich gegenseitig jedoch nicht aus. Man kann auch aus Ego-bedürfnissen Teil einer Massenbewegung werden. Zudem geht Thomä zu selbstverständlich davon aus, dass die Störenfriede an den Rändern der Gesellschaft angesiedelt seien. Inzwischen hausen sie nämlich auch als breite Gruppe (dann und wann sogar in Mainstream-Format) in der Mitte der Gesellschaft.

Empörung ergreift die Rechte

Empörungsbewegungen sind vor Jahren auf dem linken Flügel aufgekommen. Man erinnert sich vielleicht an die Seattle-People von 1999 oder an das Occupy Wall Street Movement, das 2011 sogar mit einem kleinen Camp auf dem Zürcher Lindenhof gegen die dunklen Seiten der Globalisierung protestierte. Inzwischen hat der Protest gegen «das System» den wesentlich breiteren rechten Flügel des Gesellschaftsspektrums erreicht. Dieser campiert aber nicht in Kunststoff-Iglus, sondern nutzt die jeweils nächsten Wahl- und/oder Abstimmungsgelegenheiten.

Das europäische Gemeinschaftsprojekt ist vom gewachsenen Protestbedürfnis nicht unberührt geblieben. Nachdem die Einstellung der Basisbürger gegenüber der EG/EU während Jahrzehnten teils wohlwollend, teils schlicht desinteressiert war, sind die Zustimmungswerte im Laufe der 1990er-Jahre rapide zurückgegangen. Die Hauptursache dafür ist lediglich insofern in der EU zu suchen, als sie es nicht fertigbrachte, die negativen Effekte der Globalisierung erfolgreich zu bekämpfen.

Störenfriede sind nicht mehr nur an den Rändern angesiedelt Heute hausen sie auch in der Mitte der Gesellschaft.

Hinzu kam, dass der weitere Ausbau der Integration auch die Angriffsflächen erweiterte. Sicher gab und gibt es auch objektive Gründe, dies und jenes zu kritisieren. Die gegenwärtige Ablehnung ist aber weniger die Konsequenz begründeter Detailkritik als des Bedürfnisses, fundamentale Ablehnung an den Tag legen zu können. Es ist erstaunlich und beängstigend, in welch starkem Ausmass wichtige Entscheide von Stimmberechtigten geprägt werden, die gerne ihre negative Stimmungen manifestieren.



Bleibt bloss weg: Matteo Renzi signalisiert Distanz zur EU.

FOTO: KEYSTONE

Eine Zeit lang richtete sich solche Kritik gegen die EU («Brüssel»). Doch nun dehnt sie sich auf die nationalen Regierungen aus. Das könnte auch Renzi treffen. Mit bemerkenswerter Gehässigkeit wird den eigenen Regierungen vorgeworfen, sie würden das eigene Land zu wenig gegen die Welt, insbesondere nicht gegen Europa schützen.

Darin gefallen sich auch unsere schweizerischen Rechtsnationalen, die der eigenen Regierung in den aktuellen Verhandlungen rund um die Personenfreizügigkeit vorschnell Versagen, ja Verrat vorwerfen.

Vergangenen Montag haben sich in Zürich im Rahmen der Feier zu Churchills Europarede von 1946 der EU-Kommissionspräsident Jean-Claude Juncker und Bundespräsident Johann Schneider-Ammann getroffen. Von den Medien angeheizt, sah man diesem Treffen mit viel zu hohen Erwartungen entgegen.

Dass der Bundespräsident (so gut es ihm möglich ist) zwar Reden halten kann, aber eigentlich nichts zu sagen hat, wissen wir. Und Juncker? Auch er hat nur ganz wenig zu sagen. Er wird zwar als Kopf eines mächtigen Monsters hingestellt, ist aber in vielem und in allen finalen Ent-

scheiden völlig von den Haltungen der EU-Mitglieder abhängig.

Hier sind wir wieder beim Ausgangspunkt: Die EU kann nicht besser sein, als ihre Mitglieder dies möglich machen. Empörung gegen die EU sollte sich – freilich in konstruktiver Weise – vor allem gegen die eigenen Regierungen richten.

tageswoche.ch/+zkn8t

×

ANZEIGE

À jour sein? Belege stapeln sich ?



Treuhand Böhi

- Buchhaltungen
- Revisionen
- Steuern
- Controlling
- Excel-Makros

Schützenweg 3, 4102 Binningen
☎ 076 507 07 67 Fax 061 423 01 06

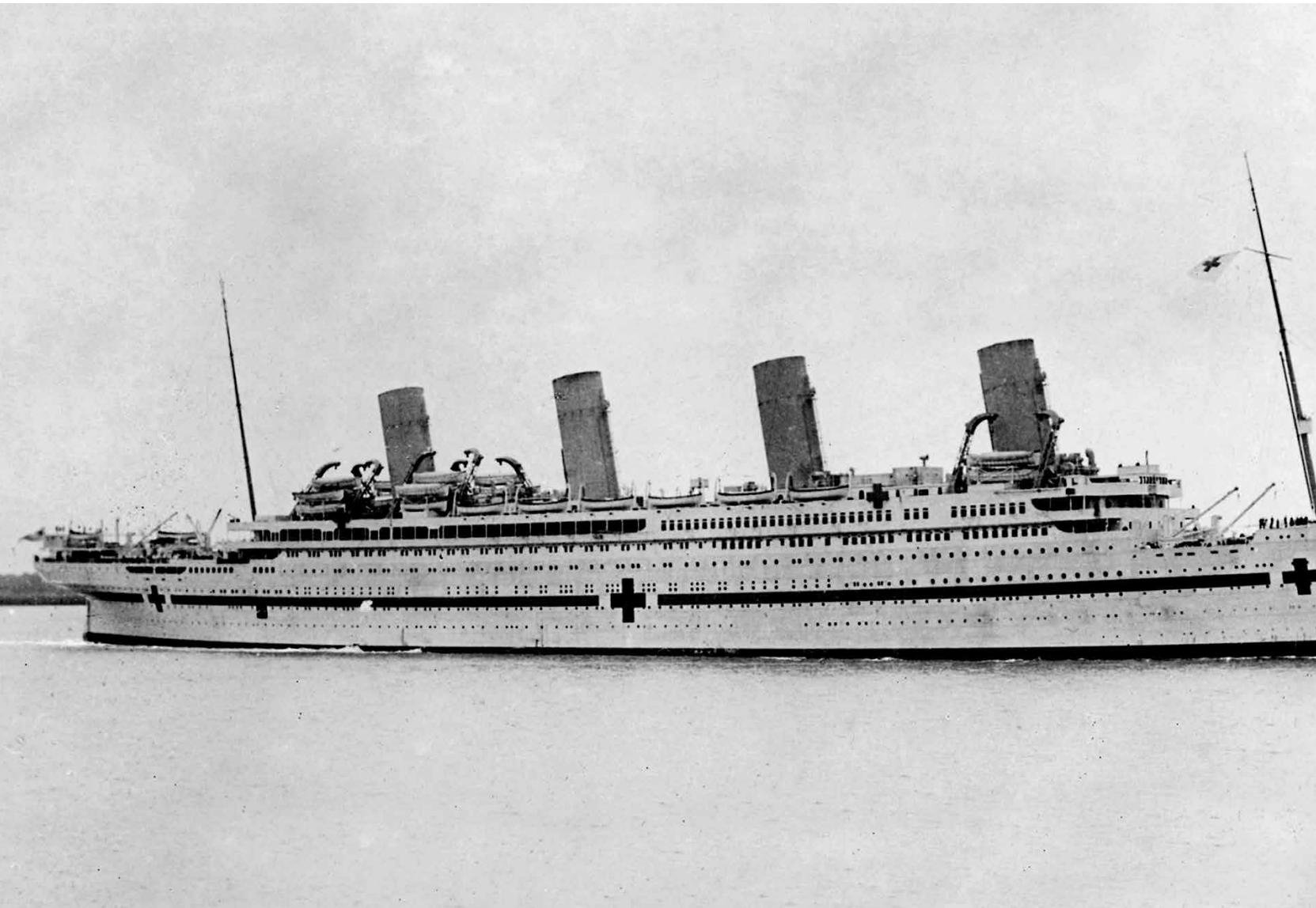
www.treuhandboehi.ch

✉ info@treuhandboehi.ch

1916 fuhr die «Britannic», ein Schwesterschiff der «Titanic», auf eine deutsche Seemine und ging unter. Ihre Schiffsorgel steht heute im Museum für Musikautomaten in Seewen SO.

Die letzte Illusion der Unsinkbarkeit

Der Luxusliner als Lazarett: 3309 Betten standen auf der «Britannic» für Patienten bereit.



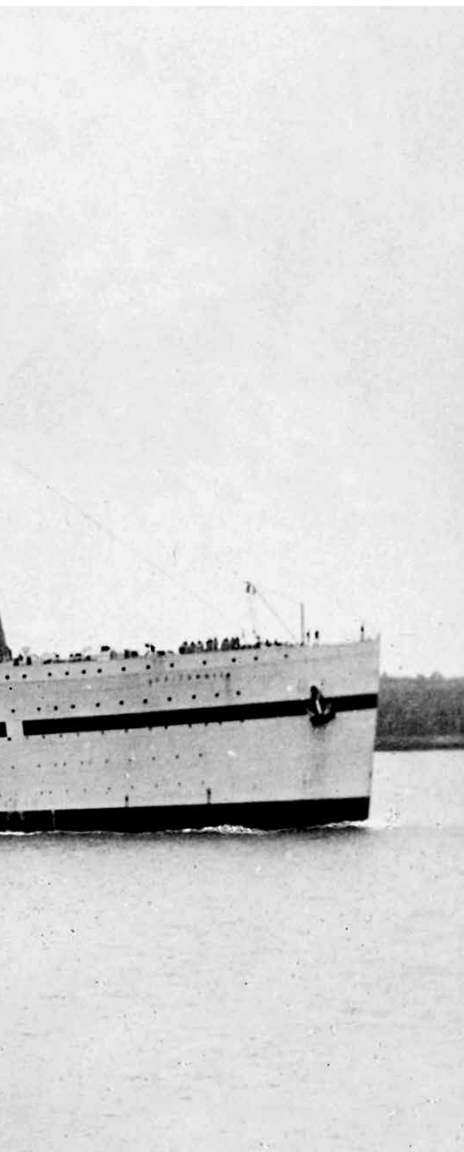
von Peter Jaeggi

Am 14. April 1912, kurz vor Mitternacht, kollidiert die «Titanic» auf ihrer Jungfernfahrt im Nordatlantik mit einem Eisberg und versinkt. Das weltgrösste Passagierschiff reisst 1503 Menschen in den Tod, nur 712 überleben in den eisigen Fluten.

Es ist die Zeit des boomenden Transatlantik-Reisegeschäfts. Schnelldampfer aus Deutschland beherrschen um 1900 die Nordatlantikroute. Dann drängen zwei englische Firmen auf den Markt, die Cunard Line und die White Star Line. White Star strebt nach dem Monopol auf der Atlantikroute und gibt bei der irischen Reederei Harland & Wolff die drei grössten Passagierschiffe der Welt in Auftrag: die «Olympic», die dieser neuen Schiffs-kategorie den Namen gibt, die «Titanic» sowie die «Britannic».

Alle drei Mammut-Liner sehen von aussen fast gleich aus und sind knapp 270 Meter lang, vier mächtige Schornsteine prägen die Silhouette. – Wie die «Titanic» wird auch ihre jüngste Schwester, die «Britannic», Amerika nie erreichen.

FOTO: ALASDAIR FAIRBAIRN COLLECTION



Der britische Dokumentarfilmer und Marinehistoriker Simon Mills ist einer der weltweit intimsten Kenner der drei Schwestern, besonders nahe ist ihm die «Britannic».

Ihr Bau beginnt im November 1911, gut fünf Monate bevor die «Titanic» untergeht. «Obschon in der ersten Klasse unbestreitbar luxuriös, dienen die Schiffe der Olympic-Klasse nicht primär dazu, Menschen komfortabel zu transportieren», erzählt Mills. «Sie werden gebaut, um eine riesige Anzahl von Reisenden und Auswanderern von Europa nach Amerika zu bringen.» Ausser der ersten Klasse sei nichts von Luxus zu sehen gewesen; im Gegenteil: «Die meisten Passagiere sind in ärmlichen Kabinen untergebracht und bekommen nicht mal gutes Essen.»

Es ging das Gerücht um, die «Britannic» werde noch «unsinkbarer» sein als die «Titanic».

Die «Britannic» bietet Platz für mehr als 3000 Passagiere. Es gibt ein Cricketfeld, einen Tennisplatz, Golfplätze, Ballsäle, ein Restaurant, Veranda-Cafés, ein türkisches Bad, eine Gymnastikhalle und ein aufwendiges Dekor. Es locken zwei luxuriöse Suiten und sehr teure Kabinen, darunter als Verkaufsmagnet eine sogenannte Millionärs-Suite mit zwei Schlafzimmern und privaten Deckpromenaden. Es gibt neun Decks und tausend Erstklass-Kabinen, grössere als jene auf der «Titanic». «Die «Britannic» sollte noch luxuriöser werden als ihre Vorgängerinnen – der ultimative Olympic-Klasse-Liner», sagt Simon Mills.

Zudem geht das Gerücht um, die «Britannic» werde noch «unsinkbarer» sein als die «Titanic». Der Bau ist ein kontinuierlicher Lernprozess. Nach dem Drama im Nordatlantik bekommt die «Britannic» ursprünglich nicht geplante doppelte Aussenwände, und es gibt nun für alle Passagiere einen Platz in den Rettungsbooten – nicht so wie auf der «Titanic».

1914, rund drei Jahre nach der Kiellegung, bricht der Erste Weltkrieg aus. Der Innenausbau wird gestoppt, die «Britannic» wird nie Passagiere befördern. Die britische Marine macht aus ihr ein Lazarettsschiff. Luxuriöse Innenräume sind jetzt Operationssäle, Erstklass-Kajüten dienen als Krankenzimmer. Auf dem geschlossenen Promenadendeck baumeln Hängematten für Leichtverletzte. 3309 Patienten können in meist zweistöckigen Betten an Bord gepflegt werden.

Gemäss internationaler Vorschrift bekommt das schwimmende Spital einen weissen Anstrich mit einer grünen Linie auf beiden Längsseiten, unterbrochen mit roten Kreuzen. Damit ist es als Lazarettsschiff gekennzeichnet und darf gemäss

Haager Abkommen von 1907 nicht angegriffen werden. Allerdings nimmt das die deutsche Kaiserliche Marine nicht sonderlich ernst.

Szenenwechsel: Auf einer Klippe thronen zu Hotels umgebaute Windmühlen, die Landschaft ist geprägt von Olivenhainen, kahl gehholzten Hügeln, von Sand- und Felsstränden. Wir sind auf der kleinen griechischen Insel Kea in der Ägäis.

Yannis Mousakis, ein ehemaliger Gemeindepräsident, berichtet, was ihm einst sein Grossvater erzählte: «Am 21. November 1916 arbeitete er zusammen mit anderen Leuten auf dem Hügel von Rukunas. Da hörten sie plötzlich vom Meer her einen lauten Knall. Sie sahen ein grosses Schiff und mussten zuschauen, wie es langsam unterging.»

Die Fischer des Dorfes Korissia seien in ihre Boote gestiegen und hätten sich beeilt, im Meer treibende Menschen zu retten. Wie «der Augenzeuge Michalis Grisparis berichtete, sei der ganze lange Strand weiss gewesen von den vielen Krankenschwestern», sagt Mousakis.

Die letzte Fahrt

Die «Britannic» hat bereits Zehntausende von Verwundeten nach Hause transportiert, als sie zu ihrer sechsten Fahrt als schwimmendes Krankenhaus aufbricht. Am 21. November 1916 ist der Himmel stahlblau, die See ruhig. Kapitän Charles Alfred Bartlett notiert: «1065 Menschen an Bord, darunter 315 Mitglieder des Royal Army Medical Corps und 77 Krankenschwestern.» Die «Britannic» ist unterwegs von Neapel zur Insel Limnos, wo sie verwundete britische Soldaten aufnehmen soll.

Mit auf der Schicksalsfahrt ist auch ein Besatzungsmitglied mit einer aussergewöhnlichen Geschichte. Violet Constance

ANZEIGE



Staatlich anerkanntes Hilfswerk

➤ **GRATISABHOLDIENST UND WARENANNAHME**
für Wiederverkäufliches

➤ **RÄUMUNGEN UND ENTSORGUNGEN**
zu fairen Preisen

Brockenstube Basel
Klybeckstr. 91, Tel. 061 683 23 60
www.hiob.ch, basel@hiob.ch

Weitere HIOB Brockenstube
Münchenstein, Birseckstr. 62
Tel. 061 411 89 88

HELFEN WO NOT IST
Mit Ihrem Einkauf helfen auch Sie!



Violet Jessop hat auf allen drei Schwesterschiffen überlebt. FOTO: «THE UNSEEN BRITANNIC»

Jessop dient als Stewardess auf dem Spitalschiff. In ihren Aufzeichnungen schreibt sie: «Mit 23 Jahren trat ich eine freie Stelle als Stewardess auf dem White Star Liner ›Olympic‹ an. 1911, ein Jahr vor der schlimmen Katastrophe mit der ›Titanic‹, war ich an Bord, als die ›Olympic‹ mit dem britischen Kreuzer ›Hawk‹ kollidierte. Sie wurde sehr schwer beschädigt, ebenso die ›Hawk‹. Doch zum Glück sank keines der beiden Schiffe.» Die ›Olympic‹ dient als Truppentransporter, später als Passagierschiff und überlebt als einziges Schiff der drei Schwestern.

Das schwimmende Krankenhaus sinkt über den Bug. Das mächtige Heck hebt sich in die Luft.

Nach der ›Olympic‹-Havarie lässt sich Violet Jessop dazu überreden, auf der ›Titanic‹ anzuheuern. In ihren Erinnerungen schreibt sie: «Als wir mit dem Eisberg kollidierten, war ich in meiner Koje eben am Einschlafen. Dann befahl man uns an Deck. Da sah ich, wie sich die Frauen an ihre Männer klammerten, bevor sie sich zu ihren Kindern in die Rettungsboote setzten. Kurz darauf gab es für uns die Anordnung, im Boot Nummer 16 Platz zu

nehmen. Ein Offizier drückte mir mit den Worten: ›Hier, Violet, geben Sie auf dieses Baby acht‹, ein kleines Bündel Mensch in die Arme.»

Kaum zu glauben: Die beiden traumatischen Schiffsunglücke halten Violet Jessop nicht davon ab, auch auf der ›Britannic‹ zu dienen.

Im Sog des Propellers

Das schwimmende Krankenhaus sinkt über den Bug. Das mächtige Heck hebt sich in die Luft. Der riesige Propeller ragt aus dem Wasser und erzeugt eine gewaltige schäumende Gischt. Erste Rettungsboote werden zu Wasser gelassen. Der peitschende Propeller saugt sie regelrecht an.

Violet Jessop sitzt in einem davon und hört, wie die Propeller das Holz eines Bootes zersplittern. Menschen schreien markerschütternd. «Ich wollte nur runter vom Schiff, mir schoss durch den Kopf, dass mein Guthaben an Glück im Zusammenhang mit Schiffskatastrophen bald aufgebraucht sein müsste. Ich zog meinen Mantel an und darüber die Schwimmweste. Ich dachte nicht daran, dass mich der schwere Mantel umbringen könnte, falls ich ins Wasser fallen sollte.»

Kurz darauf sass Jessop in einem der ersten Rettungsboote, die auf der Backbordseite aufs Wasser setzten. Dann wird auch ihr Boot von den Propellern getroffen. «Ich sprang ins Wasser und wurde

durch den Sog unter den Kiel des Rettungsbootes gezogen, an dem ich hart mit dem Kopf anschlug.» Jahre später entdeckt ein Arzt, den sie wegen starker Kopfschmerzen aufsuchte, dass sie einmal einen Schädelbruch erlitten hatte. – Man ist versucht, zu sagen: Violet Jessop ist die einzige wirklich Unsinkbare auf den damals «unsinkbaren» Luxusdampfern.

Am 21. November 1916 um 9.07 Uhr versinkt die ›Britannic‹ für immer im Kanal von Kea – innerhalb von nur 55 Minuten nach der Explosion einer deutschen Seemine. Dreissig der fast elfhundert Menschen an Bord sterben, die meisten erschlagen vom Propeller.

«Ich sprang ins Wasser und wurde durch den Sog unter den Kiel des Rettungsbootes gezogen, an dem ich hart mit dem Kopf anschlug.»

Violet Constance Jessop,
überlebende Stewardess

Nach seinem Untergang gerät das grösste Spitalschiff seiner Zeit in Vergessenheit. Bis 1975 Jacques-Yves Cousteau mit seinem Forschungsschiff ›Calypso‹ in der Ägäis aufkreuzt und das Wrack ortet. «Es ist weltweit noch immer das grösste Passagierschiff auf dem Meeresgrund», sagt der Marinehistoriker Simon Mills, «grösser als die ›Titanic‹».

Rund zwanzig Jahre nach Cousteaus Tauchgang sieht sich Mills unvermittelt bei einem sehr speziellen Shopping: Er kauft die ›Britannic‹! Zum Deal kommt er zufällig, als ihn ein Freund jemandem vorstellt, der eben dabei ist, zwanzig Schiffswracks zu verkaufen, die er einst vom britischen Staat erworben hat.

Mills lehnt dankend ab, signalisiert jedoch brennendes Interesse an der ›Britannic‹. «Vier Wochen später konnte ich den Kaufvertrag unterzeichnen.» Was er für das riesige Wrack bezahlte, will er nicht sagen, er meint nur: «Es war nicht so teuer, wie Sie vielleicht denken.»

Legende am Meeresgrund

Wer heute zur ›Britannic‹ tauchen will, benötigt nicht nur eine Bewilligung von den griechischen Behörden, sondern auch vom britischen Wrack-Besitzer Simon Mills. Am sichersten ist der Besuch mit einem U-Boot. Freitauchend, nur mit Flaschen, kann der Ausflug zur finalen Reise werden. «Es ist sehr schwierig, zu ihr zu tauchen, nicht nur der Tiefe wegen. Es gibt dort unten auch starke Strömungen», erzählt Yannis Tzavelakos, der auf Kea eine Tauchbasis betreibt. Zudem liege die ›Britannic‹ unter einer stark befahrenen Handelsschiff-Route.

Tzavelakos selber war noch nie unten: «Ich will mein Leben nicht aufs Spiel setzen.» Auf die Frage, was die «Britannic» heute für Kea bedeute, sagt er: «Sie ist eine Legende, die von Generation zu Generation weitergegeben wird. Als das Schiff sank, wurden viele Gegenstände an Land gespült. Flaschen und Möbelstücke zum Beispiel. Fast jede Familie hier hat ein paar Souvenirs zu Hause.»

Grenzenlos begeistert vom Wrack ist Dimitri Thomashov. Der ehemalige Berufstaucher aus St. Petersburg arbeitet auf Malta für eine Firma, die auf Meeresarchäologie und wissenschaftliche Unterwasser-Forschung spezialisiert ist. Der 31-jährige U-Boot-Fahrer war schon über vierzig Stunden bei der Britannic, zum Beispiel für Filmaufnahmen für die Russian Geographic Society.

«Wie gut die Sichtweite auch ist – manchmal bis zu 70 Meter – man sieht immer nur einen kleinen Teil des Schiffs, so unglaublich gross ist es», schwärmt Thomashov. Je nach Wetterbedingungen und Strömungen dauere es fünf bis sieben Minuten, bis er in einem seiner Triton-Mini-U-Boote am tiefsten Punkt des Wracks angelangt sei. «Jedes Mal empfinde ich einen grossen Frieden, eine grosse Ruhe und einen grossen Respekt. Eine wunderschöne Atmosphäre.»

Der Erste Weltkrieg raubt der «Britannic» auch die grosse, klingende Attraktion:

die mächtige Philharmonie-Orgel, gebaut von der Firma Welte in Freiburg im Breisgau, sozusagen das Bordorchester. Die Welte-Orgel war der Rolls-Royce der mechanischen Musik. Das Instrument mit 37 Registern und fast zweitausend Pfeifen ist sechs Meter hoch und acht Meter breit und kostete damals etwa so viel wie ein kleines Einfamilienhaus. Es konnte sowohl mechanisch mit gelochten Papierrollen als auch live von einem Organisten bespielt werden.

«Man sieht immer nur einen kleinen Teil des Schiffs, so unglaublich gross ist es.»

Dimitri Thomashov, U-Boot-Kapitän

Die Orgel kam nach dem Umbau des Dampfers zum Lazarettsschiff allerdings nie zum Klingen. Es ist sogar umstritten, ob sie jemals an Bord war. Auf verschlungenen Wegen gelangte sie 1969 ins Museum für Musikautomaten in Seewen.

Museumsdirektor Christoph Hänggi: «Der Clou: Niemand hatte eine Ahnung, dass es die «Britannic»-Orgel ist.» Erst Jahre später entdeckte man Eingravierungen mit eindeutigen Hinweisen. Heute ist das

Instrument die grosse Attraktion des Museums, das auch 1230 dazugehörige Mutterrollen besitzt, einige bespielt von den damals berühmtesten Organisten, sowie einen der wenigen noch erhaltenen Aufnahmeapparate. Regelmässig begeistern «Britannic»-Orgelkonzerte die Besucher und es gibt sogar CDs.

Schutz vor Plünderern

Von Seewen im Solothurner Bezirk Dorneck, 610 Meter über Meer, zurück zum Wrack der «Britannic», 120 Meter unter Meer. Ihr weiteres Schicksal liegt ihrem Besitzer Simon Mills sehr am Herzen. Er will vermeiden, dass diese grossartige Zeugin prominenter Schiffahrtsgeschichte einem unkontrollierten Tauchtourismus zum Opfer fällt und geplündert wird.

Zudem möchte er seine Forschung weitertreiben: «Das grösste Geheimnis der «Britannic» ist noch immer: Was steckt in ihrem Inneren? Wie weit war der Innenausbau? Wie ähnlich war er jenem der «Titanic»? Das möchte ich jetzt erforschen. Letztlich geht es darum, die «Britannic» so gut wie möglich zu schützen.»

Die «Britannic», die letzte untergegangene Illusion der Unsinkbarkeit und eine Erinnerung auf dem Meeresgrund – an die Tausenden von Verwundeten, denen sie einst Rettung war.

tageswoche.ch/+g5vdx

×

ANZEIGE

Bis 30. September

AKTION

530.-

Letzte Tage

Das Jahresabo nur
Fitness ■ GroupFitness ■ Sauna



Persönliche Beratung

Im Preis inbegriffen:

- Kraft Training
- Swiss Power Kreislauftraining
- Bauchkiller
- Hatha Yoga
- Pilates
- Tae Bo
- Fitnes Dance
- Sauna

SWISS TRAINING

qualitop

Von Krankenkasse anerkannt geprüfte Center

Vogesenstrasse 87 · Basel · Tel. 061 321 55 33 · www.swiss-training.com

Als Arsène Wenger vor 20 Jahren zu Arsenal kam, wurde er gefeiert. Heute würden ihn viele Fans gern feuern.

Der ewige Wenger

von Raphael Honigstein

Nick Hornby, der Autor von «Ballfieber» und grösste Arsenal-Fan überhaupt, erinnert sich noch genau an die Zeit vor Arsène Wenger, an die Wochen der Trainer-Spekulationen im September 1996. Die Gunners dümpelten im Mittelfeld der Tabelle, ein echter Star sollte auf die Trainerbank. «Wir wurden mit vielen grossen Namen in Verbindung gebracht, mit Terry Venables und Johan Cruyff und am Ende mit Arsène Wenger», so Hornby. «Ich dachte mir: Wetten, dieser verdammte Wenger wird es. Wäre typisch, dass Arsenal einen Langweiler holt, von dem noch nie jemand etwas gehört hat.»

Hornby sollte nur teilweise recht behalten. Der hagere Franzose – «Arsène Who?» titelte der Londoner «Evening Standard» spöttisch – wurde zwar Arsenals Trainer, als Langweiler erwies er sich aber nicht. Arsenals Spieler merkten sehr schnell, dass dieser etwas merkwürdige, mit lustigem Inspektor-Clouseau-Englisch sprechende Brillenträger das Team mit seinen innovativen Methoden vom Festland gewaltig nach vorne brachte.

Rausch statt Ergebnissfussball

Der Sohn eines Barbesitzers und Autoteile-Händlers unterband das wöchentliche Trinkgelage, liess anstelle von Steaks und Chips vor dem Match Nudeln und Hühnchen servieren. «Plötzlich konnten wir nach 80 Minuten immer noch laufen, während die anderen schlappmachten», erinnert sich Torhüter David Seaman.

Wenger führte einen Hochgeschwindigkeit-Kombinationsfussball ein, wie man ihn in England, der Hochburg des «Kick and Rush», noch nie gesehen hatte. Ausländische Könnern wie David Bergkamp, Robert Pires, Marc Overmas, Patrick Vieira und Thierry Henry machten den Rasen im altehrwürdigen Highbury unter seiner Ägide zur Leinwand. Unter

Vorgänger George Graham stand Arsenal für staubtrockenen Ergebnisfussball, nun spielten die Gunners berauschender als jeder andere Verein in Europa.

Wenger holte 1998 und 2002 das Double, zwei Jahre später bestritt er mit den «Invincibles», den Unbesiegbaren, auf dem Weg zu seiner dritten Meisterschaft auf der Insel eine ganze Saison ohne Niederlage. Für diesen einmaligen Erfolg überreichte ihm die Premier League eine vergoldete Liga-Trophäe. «Es kann Zufall sein, dass mein Vorname Arsène ist und ich bei Arsenal arbeite, aber ich würde sagen, dass es das Schicksal so wollte», erzählte er dem «Independent».

Jedes Jahr rufen die Fans Wenger zu: «Gib das verdammte Geld aus!»

Seit diesem historischen Triumph sind die Erfolge allerdings dünner gesät, drei FA-Pokalsiege (2005, 2014, 2015) und ein zweiter Platz hinter Überraschungsmeister Leicester City im Mai konnten den Anhang nicht für die stetigen Enttäuschungen in Liga und Champions League entschädigen. Arsenals Stagnation im vergangenen Jahrzehnt ist auch der Grund, warum sich die Vorfreude auf die Begegnung mit dem FC Basel am Mittwoch in Nord-London in Grenzen hält.

Für die Arsenal-Fans ist die 19. Teilnahme in Folge an der Champions League nicht mehr als «business as usual», sie gehen eher mit fatalistisch angehauchtem Gleichmut in die Stahl-und-Glas-Schüssel des Emirates-Stadions. Warum soll man sich aufregen, wenn die Mannschaft ein paar Monate später doch wieder frühzeitig aus dem Wettbewerb fliegt?

Sechsmal hintereinander sind die Gunners zuletzt im Achtelfinale der Königsklasse auseinandergeschossen worden; sie gehören schon lange nicht mehr zur

europäischen Elite. Bei einem anderen Verein von vergleichbarer Grösse – Arsenal wurde 2014/15 als siebtreichster Verein der Welt (435 Millionen Euro Umsatz) geführt – hätte man den Trainer nach so einer Serie von Pleiten aus der Stadt gejagt. Doch bei Arsenal bestimmt Wenger selbst den Zeitpunkt seiner Demission.

Der Elsässer hat den früher leicht angestaubten Traditionsclub seit seiner Ankunft 1997 zur Weltmarke aufgebaut und mit den Uefa-Geldern ein neues Stadion errichtet. Zum Dank lässt die Klubführung den Diplomvolkswirt aus Strassburg in Ruhe gewähren, solange er jedes Jahr mindestens Vierter wird, abermals in die Champions League kommt und den Laden am Laufen hält. Vereinseigentümer Stan Kroenke, ein verschwiegener Amerikaner, ist vollends glücklich mit dieser Art von Nichterfolg auf höchstem Niveau. Für den Unternehmer ist Arsenal in erster Linie eine Geldmaschine.

Das Zögern auf dem Transfermarkt

Zu Saisonbeginn, bei der 3:4-Niederlage gegen den FC Liverpool von Jürgen Klopp, muckte das Volk wieder einmal gegen den Alleinherrscher auf. «Gib das verdammte Geld aus!», schallte es aus Hunderten von Kehlen. Der 66-Jährige verhielt sich – wie jeden Sommer – rätselhaft zögerlich auf dem Transfermarkt, ausser Granit Khaka von Borussia Mönchengladbach hatte er keinen namhaften Spieler verpflichtet, obwohl rund herum die Konkurrenz mithilfe des neuen acht Milliarden Pfund schweren Fernsehvertrags kräftig aufrüstete.

Wenger sah nicht ein, die hochinflationären Ablösesummen zu zahlen – «man verlangt das Doppelte des gängigen Preises von uns, weil wir Engländer sind», klagte er – holte dann aber kurz vor Ende der Transferperiode den deutschen Nationalspieler Shkodran Mustafi (Valencia) und Stürmer Lucas Pérez von Deportiva La Coruña. Insgesamt gab er damit 90 Millionen Pfund für die Neuen aus.

Doch an der Basis rumort es nach dem eher durchwachsenen Auftakt in die Spielzeit weiter. Man wünscht sich einen neuen, jüngeren Boss an der Seitenlinie, der den Kader strategisch verstärkt, nicht nur reagiert. Vor allem aber jemanden, der sich nicht mit Platz vier zufrieden gibt. 20 Jahre sind eine lange Zeit, im schnelllebigen Fussballgeschäft muten sie wie ein Jahrhundert an. Wenger ist für den Geschmack vieler Fans einfach etwas zu alt und bequem geworden.

«Vermittler des Schönen»

Nach dem Abgang seines einstigen Intimfeindes Alex Ferguson, der Ikone von Manchester United, ist Wenger der letzte grosse Aktive seiner Generation. Mitunter wirkte es in den vergangenen Jahren, als hätten ihn die Guardiola, Mourinho und Kloppts mit ihrer Detailversessenheit überholt. Den Wettbewerbsvorteil, den Arsenal aufgrund seiner



Bis sie ihn raustragen müssen? Wenger ist bei Arsenal fast unkündbar – und zögert seinen Rücktritt hinaus.

FOTO: GETTY IMAGES

modernen Trainingslehre, der besseren Fitness, des cleveren Scoutings auf dem Kontinent und der technisch anspruchsvollen Spielweise hatte, ist längst dahin.

Die Rivalen von Manchester United, Manchester City und Chelsea geben Jahr für Jahr mehr Geld als er aus; Pressing, die kollektive Arbeit «gegen den Ball», das Erfolgsrezept der besten Mannschaften dieses Jahrzehnts, gibt es bei Wenger überhaupt nicht zu sehen. Er vertraut auf die kreativen Fähigkeiten seiner Truppe. «Ich sehe mich nicht als Schöpfer, ich bin nur ein Wegweiser», hat er im November 2015 dem französischen Fachblatt «L'Équipe» erzählt. «Ich mache es anderen möglich, sich zu verwirklichen. Ich sehe mich als Vermittler des Schönen im Menschen.»

Konkurrenzkampf schadet

Die Schönheit, die Koryphäen wie Mesut Özil oder Alexis Sanchez am Ball produzieren, reicht gegen schwächere Teams meist zum Sieg. Spitzenmannschaften aber wissen um die fehlende Tiefe im Wenger'schen System. Arsenals Dominanz ist oft nur oberflächlich; die «taktischen Freiheiten», die der Coach seinen Spielern laut Per Mertesacker lässt, kommen gewiefteren Gegnern zugute.

Wenger, sagen Vereinsinsider, sei zudem sehr konfliktscheu. «Er will es allen recht machen, aber man muss auch mal kritisieren und negative Dinge offen ansprechen», sagt TV-Experte Stuart Robson, der in den Achtzigerjahren für die Gunners spielte. «Er macht es den Spielern zu einfach.» Allzu grossen Konkurrenzkampf in der Kabine hält er für schädlich für das Binnenklima, er hält seinen Spielern sehr

lange die Treue, bevor er sich nach Verbesserungen umschaute. Das macht ihn bei den Kickern sehr beliebt, aber eben nur mässig erfolgreich. Von seinem direkten Vorgesetzten, Ivan Gazidis, bekommt er nur milden Druck: Wenger war in die Anstellung des Amerikaners involviert.

«Kein Genie bleibt ein Genie, wenn es seine Fehler nicht erkennt», polterte neulich der russische Milliardär Alischer Usmanow, der 30 Prozent der Arsenal-Vereinsanteile hält, aber von Kroenke im Vorstand blockiert wird. «Wir wiederholen jedes Jahr die gleichen Resultate. Ich mag Arsène für seine Prinzipien. Aber Prinzipien bedeuten auch Beschränkungen und damit verpasste Gelegenheiten.» «Er ist vom französischen Revolutionär zum Sonnenkönig geworden, um den jeder auf Zehenspitzen geht», schrieb der bekannte Fussballreporter Henry Winter im «Daily Telegraph», «es bräuhete neue Ideen, neuen Schwung.»

«Je länger ich mit dem Rücktritt warte, desto härter wird es, diese Sucht zu überwinden.»

Im Sommer hätte der englische Verband Wenger gerne zum Nationaltrainer bestellt, doch der sagte mit Hinweis auf seinen bis 2017 laufenden, mit sieben Millionen Pfund jährlich dotierten Vertrag bei den Londonern ab. Einige Medien berichteten, dass Eddie Howe als möglicher Nachfolger im Fokus steht. Der 38-jährige

Coach wahrte im Vorjahr mit Aufsteiger Bournemouth den Klassenerhalt.

Die Tür wird man Wenger aber nicht weisen. Er müsste schon von sich aus gehen, im besten Fall nach der Erfüllung eines letzten, grossen Traums – dem Gewinn der vierten Meisterschaft oder seiner ersten Champions League. Wenger sagt, er habe «Angst» vor dem Ende seiner Karriere: «Fussball ist mein Leben. Je länger ich mit dem Rücktritt warte, desto schwerer wird er mir fallen; desto härter wird es, diese Sucht zu überwinden.»

Kein Jubel, nur ein Raunen

Solange er sich nicht entscheidet, weiss der Verein nicht, wie es weitergehen wird. Eine Vertragsverlängerung würde zum derzeitigen Zeitpunkt die Gemüter aufwühlen, zuletzt gab es in den Stadien Handgreiflichkeiten zwischen Wenger-Gegnern und Loyalisten. Selbst Letztere müssen eingestehen, dass es in der zweiten Hälfte von Arsènes Amtszeit kaum noch echtes «Ballfieber» zu erleben gab.

Wenger, einst ein fürchterlich schlechter Verlierer («Gute Verlierer kommen in unserem Geschäft nicht weit»), hat sich, so der Verdacht, wie sein Klub mit dem Nichtgewinnen arrangiert. Der Frust bei den Fans über diese Genügsamkeit sitzt tief und wird sich auch am Mittwoch sofort wieder seine Bahn brechen, falls die Basler die Anfangsphase schadlos überstehen sollten. Der urtypische Stadion-Sound im Emirates ist kein Jubel, sondern ein Raunen: die sprachliche Ohnmacht gegenüber einem Übervater, der die Geduld seines Anhangs etwas zu lange strapaziert. tageswoche.ch/+rjcwu ×



Ballett Basel

Richard Wherlock leitet das Ballett Basel bereits in der 16. Saison. Grund für ein Gespräch über Fussball, das Alter, Schmerzmittel und nicht planbare Publikumserfolge.

«Wir spielen in der Champions League»



Hoch hinaus: David Castelló Garcia, geboren in Spanien und ausgebildet am Royal conservatoire of ballet Mariemma.

FOTO: ELENi KOUgIONIS

von Olivier Joliat

Richard Wherlock, es kommt frischer Wind auf die Ballettbühne, fast ein Drittel Ihres Tanzensembles hat auf die neue Saison hin gewechselt, warum?

Nun, einige haben aufgehört zu tanzen, etwa um Fotografie oder Kunst zu studieren, bei anderen liefen die Verträge aus oder sie wechselten zu einer anderen Kompanie, um weiter Erfahrung zu sammeln. Es ist also Evolution, nicht Revolution.

Sie müssen sich nicht entschuldigen: Man kennt die grossen Teamwechsel in der Stadt ja vom Fussball.

Entwicklung und Erneuerung ist immer gut. Trotzdem vermisse ich alle, die nun weg sind. Andererseits ist es erfrischend, mit einem neuen Team zu arbeiten.

Auf was haben Sie bei den neuen Tänzern geachtet?

Meine Tänzer müssen Allrounder sein, da wir viel mit Gastchoreografen arbeiten. Da können die physischen Anforderungen stark variieren. Zur körperlichen ist mentale Flexibilität gefragt, da wir schon jetzt, kurz vor der Premiere von «Jeanne d'Arc» und «Cacti», bereits an meinem «Robin Hood»-Ballett arbeiten, das im November Premiere haben wird. Da müssen die Tänzerinnen unter anderem mit Autoreifen tanzen. Deshalb suche ich immer Tänzer, die sehr dynamisch und athletisch sind. Mein Ensemble muss die klassische Technik und darüber hinaus die zeitgenössische Bewegungssprache beherrschen.

Hohe Ansprüche.

Ja, aber auch attraktiv. Das zeigt sich an der Flut von Bewerbungen, die wir regelmässig erhalten.

Basel scheint nicht nur im Fussball top zu sein. Mit Andrea Tortosa Vidal und Frank Fannar Pedersen wählten Kritiker gleich zwei aus Ihrem Ensemble als Tänzer des Jahres 2016.

Dazu wurde einer unserer neuen Tänzer, Max Zachrisson, für den Faust Theaterpreis nominiert. Und auch der Choreograf Alexander Ekman, von dem wir bald das Stück «Cacti» sehen werden. Ja, wir spielen in der Champions League, seit Jahren.

Sie mögen den Vergleich mit Fussball?

Sehr! Ich gehe an viele Spiele des FC Basel. Ich habe selbst schon einige Fussballtrainer in Motivation und Bewegung unterrichtet. Sogar Ottmar Hitzfeld kam für einen Tag vorbei und verfolgte, wie ich mit jungen Leuten umgehe, wie ich sie ermutige und ihr Selbstvertrauen stärke, ohne dass sie arrogant werden. Ich liebe Fussball. Die Schweizer Liga könnte aber ruhig etwas spannender sein. Beim Tanz sind wir dagegen recht gut aufgestellt: Zürich, Genf, Luzern, Lausanne haben alle herausragende Kompanien und es gibt noch weitere.

In Zürich wird aber sehr klassisches Ballett getanzt.

Ja, das Opernhaus kümmert sich auch um ein klassisches Repertoire. Unser Publikum ist sehr offen für unterschiedliche Tanzstile. Ich versuche jede Saison, eine gute Mischung zwischen modernem Handlungsballett und zeitgenössischen, oft abstrakten Tanzstücken zu finden. Das fordert das Publikum und die Tänzer. Wenn es nur darum geht, das Publikum zu beglücken, wird es für beide Seiten schnell langweilig. Aber ich möchte Tänzer und Publikum nicht überstrapazieren.

«Ich möchte Tickets verkaufen. Solange das mit Qualität einhergeht, ist daran doch nichts auszusetzen.»

Sind Ihre Produktionen, verglichen mit den teils verstörenden Stücken junger Gastchoreografen, deshalb eher gefällig?

Ich möchte Tickets verkaufen. Und solange das mit Qualität einhergeht, ist daran doch nichts auszusetzen. Wenn Sie genau hinsehen, werden Sie erkennen: Die Choreografie der grossen Handlungsballette ist oft weit davon entfernt, einfach nur gefällig zu sein. Sie ist sehr physisch, sehr zeitgenössisch. Allerdings sind die Inszenierungen der Stücke, also die Dramaturgie, dann leichter nachzuvollziehen. Das liegt auch daran, dass Geschichten erzählt werden. Das fordert anders als rein abstrakter Tanz.

Das Ballett hat am Theater Basel die höchste Auslastung, ist fast immer ausverkauft.

Wir haben ein tolles und treues Ballettpublikum. Aber wir sind drei Sparten unter einem Dach. Wir konkurrieren uns nicht, sondern respektieren uns gegenseitig.

Unter dem neuen Intendanten Andreas Beck sind Schauspiel, Oper und Ballett näher zusammengedrückt. Mit «Carousel» spannen gar alle drei Sparten für ein Musical zusammen.

Das wird eine Knacknuss. Aber ich habe schon viele Musicals gemacht – etwa «West Side Story» in Bregenz mit 150 Künstlern auf der Seebühne. Crossover-Produktionen mit Schauspielern, Sängern und Tänzern sind für das Publikum eigentlich immer interessant. Unsere grösste Leidenschaft ist aber das Arbeiten mit bekannten Choreografen unserer Zeit. Für Musicals braucht man eigentlich andere Tänzer. Doch genau diese Herausforderung reizt mich. Darum habe ich auch gesagt, ich will die Choreografie machen.

Sie waren schon 15 Jahre hier und der Einzige der «alten Garde», als Andreas Beck vor einem Jahr die Leitung mit neuen Ideen übernahm. Das war sicher nicht nur einfach.

Richard Wherlock: «Unterschätzen Sie

Ich finde Veränderung durchaus positiv. Natürlich braucht es Zeit, um sich zu finden. Nach nur einer Spielzeit sind wir schon ein richtig gutes Team. Ich lebe nun schon lange in dieser wunderbaren Stadt, so konnte ich den neuen Kollegen meine Erfahrungen mitteilen, was funktioniert und was eher nicht.

Ein Engländer erklärt einem Deutschen, wie Basel tickt?

Ja, und so haben wir uns gefunden und machen nun bis 2020 zusammen weiter. Aber jede Sparte hat andere Rahmenbedingungen. Die Tänzer müssen wie Spitzensportler täglich trainieren. Funktionierte der Körper nicht richtig, geht gar nichts.

Die scheinbar so fragil weil graziös ausschauenden Tänzer halten im Gegensatz zu anderen Profisportlern grosse Schmerzen aus.

Auch auf meinem Bürotisch liegt immer eine Schachtel Ibuprofen.

Wahrscheinlich nicht die Schweizer Ausgabe. Ich weiss von Tanzenden, die über die hiesigen Dosierungen der Pillen nur lachen.

Ich habe englische Pillen. Aber bei allen Schmerzmitteln: Ich versichere, niemand steht unter Drogen auf der Bühne. Wir kümmern uns sehr um die Gesundheit

Richard Wherlock, 1958 in Bristol (GB) geboren, leitet seit 2001 das Ballett Basel. Er studierte an der renommierten Ballet Rambert School in London, wo er auch als Tänzer arbeitete. Vor seinem Engagement in Basel war er Ballettdirektor in Hagen, Luzern und Berlin.



unser Ballettpublikum nicht.»

FOTO: ELENI KOUGIONIS

der Ensemblemitglieder und haben glücklicherweise immer einen privat gesponserten medizinischen Berater dabei. Ein gesundes Ensemble ist ein fröhliches Ensemble. Aber die körperlichen Anforderungen steigen ständig. Früher war Tanzen zweimal drehen, hüpfen und posieren. Heute reicht es nicht, die klassischen Figuren zu tanzen. Das Publikum will heute mehr geboten bekommen. Manche wollen etwas Forderndes, andere eine getanzte Story, die sie schmelzen lässt.

Und Sie müssen als Direktor jedes Jahr einen Mix finden, von der Avantgarde bis zum Traditionellen.

Es ist wie in einem guten Restaurant, das immer neue, attraktive und ausgewogene Menüs kreiert, die den Geschmack der Gäste treffen sollen. Dazu gehört auch das richtige Ambiente. Darum bat ich letztes Jahr den Intendanten Andreas Beck, das Ballett wieder auf die Bühne des Schauspielhauses zu bringen. Die eignet sich besser für moderne, avantgardistische Stücke, die ein jüngeres Publikum ansprechen.

Da Sie Ihre eigenen Stücke auch dieses Jahr nur auf der Grossen Bühne präsentieren, dachte ich, Sie mögen das Schauspielhaus vielleicht weniger.

Das hat damit zu tun, dass ich im Moment hauptsächlich abendfüllende Orchesterballettabende choreografiere. Diese eignen sich viel besser für die Grosse Bühne.

«Früher war Tanzen zweimal drehen, hüpfen und posieren. Heute will das Publikum mehr geboten bekommen.»

Letzte Saison gelang Ihnen mit «Tewje» einer Ihrer grössten Erfolge in 15 Jahren, zwei andere waren «Carmen» und «Snow White». Braucht es für die Grosse Bühne risikoarme Stücke von Klassikern wie diese Saison «Robin Hood» oder «Peer Gynt»?

Publikumserfolge kann man nicht planen. Da spielen viele Faktoren zusammen. Bei «Peer Gynt» wird mit der Choreografie von Johan Inger sicher nur der Stoff klassisch. Es brauchte übrigens viel Einsatz, den Choreografen davon zu überzeugen, ein abendfüllendes Ballett zu kreieren. Jo-

han Inger hatte bereits erfolgreich kürzere Stücke für unser Ensemble choreografiert, darum sind wir alle überzeugt: «Peer Gynt» wird grossartig.

Sie mögen junge, wagemutige Gast-Choreografen. Ihre Inszenierungen wirken dagegen weniger risikofreudig, sondern eher den Erwartungen des Publikums entsprechend. Opfern Sie Ihre Ambitionen für ein ausgeglichenes Saisonprogramm?

Der Theaterdirektor nannte mich einmal die Cash-Cow (lacht). Gerade als Vegetarier ist das natürlich schwer zu schlucken und setzt mich auch unter Druck. Ich werde sicher irgendwann im Schauspielhaus inszenieren und mehr experimentieren. Aber das Interessante am Saisonprogramm ist doch gerade dieser Mix aus zeitgemäss interpretierten Klassikern und Avantgarde, wie letzte Saison «Violet Kid» des Israeli Hofesh Shechter.

Die bedrohliche Musik hat derart gebrettert, dass beim Eingang Gehörschutz verteilt wurde.

Das war für viele Besucher ein Novum, und viele waren begeistert – nicht nur die Jungen. Unterschätzen Sie unser Ballettpublikum nicht. Übrigens: Mein neues Stück, «Robin Hood», dürfte für Ballett von der Musik und Ästhetik her recht un-

gewohnt sein. Ich setze die Geschichte in das London der 60er-Jahre, in eine Atmosphäre irgendwo zwischen der Laxheit von Guy-Ritchie-Filmen und dem Gedeihen von James Bond. Aber klar, so experimentell wie im Schauspielhaus möchte ich auf der Grossen Bühne des Theaters nicht sein. Wer wirklich experimentellen Tanz sehen will, der sollte am Saisonende die DanceLab8-Aufführungen mit Kurzchoreografien der Tänzer besuchen. Ich freue mich schon jetzt darauf. Ich liebe auch die eigenständigen Produktionen von Ensemblemitgliedern ausserhalb des Theaters. Die Kids machen ihr Ding – das erfüllt mich mit Freude.

Das klingt nach Vaterstolz.

Ja, irgendwoher muss ihre Inspiration ja kommen. Als ich Tanz studierte, hatte ich auch das Glück, tolle Lehrer zu haben, die mich motivierten, mein Ding durchzuziehen. Dennoch verliess ich die Schule sehr jung. Ich war ein Rebell.

Mit den tätowierten Armen entsprechen Sie sowieso nicht dem Klischee eines Ballettdirektors.

Ich war nie ein typischer Balletttänzer und bin es wohl heute noch nicht. Aber ich habe diese grosse Liebe für den Tanz und für mein Ensemble. Darum kämpfe ich auch für Möglichkeiten wie das DanceLab8 und helfe bei anderen Projekten. Schliesslich machen die Tänzer ihren Beruf aus Leidenschaft. Sicher nicht wegen des Geldes. Da wir keine Lobby haben wie andere Berufsgruppen, verdienen die Tänzer am wenigsten im Haus. Zudem ist die Karriere sehr kurz. Man beginnt frühestens mit 17 Jahren und macht es mit etwas Glück bis 38 – wer wirklich gut zu seinem Körper schaut, schafft es sogar über 40. Und immer ist es hart. Die meisten verlassen für ein Engagement ihre Heimat, manche schon für die Ausbildung, weshalb ich für viele neue Ensemblemitglieder eine Art Vatersatz bin.

Seit er vor zwei Jahren kam, hat Frank Fannar Pedersen alle Hauptrollen getanzt. Bei den Frauen ist Ayako Nakano seit 15 Jahren meist die erste Wahl. Heute ist sie zweifache Mutter und mit 39 Jahren in einem hohen Tänzerinnen-Alter. Gibt es mit den neuen Tänzerinnen einen Wechsel in der Hierarchie?

Wir haben keine Hierarchie, sind ein Ensemble von Talenten, Charakteren und Nationalitäten – was das Leben enorm bereichert. Aber mit Ayako arbeite ich sogar schon seit 18 Jahren zusammen. Viele Fotografen oder Maler haben ihre Muse. Für mich ist diese lange Zeit mit Ayako ein sehr fruchtbarer Prozess. Sie ist eine unglaubliche Tänzerin. Sie kam schon zu mir und meinte: «Bald gebe ich auf.» Aber sie hat einen unglaublichen Motor. Als sie aus den Babypausen zurückkam, wurde sie immer noch besser.

Ihr Vertrag wurde bis 2020 verlängert. Wird Ayako Nakano so lange tanzen?

Ich weiss es nicht. Ich folge meinem geheimen Versprechen, dass ich gut zu

Leuten bin, die gut sind zu mir. Ich versuche ihnen eine sichere Laufbahn zu bieten. Wir werden sehen, wie Ayako ihre berufliche Zukunft sieht. Das Privatleben geht mich ja nichts an. Aber logischerweise kommt jeder Körper an einen Punkt, wo er nicht mehr gleich funktioniert. Wir haben in der Truppe ein Spektrum von 18- bis hin zu 40-Jährigen. Ich sage den Älteren immer: Ihr helft mir, die Jungen auf das Level zu bringen, wo ihr heute steht.

Mit Sidney Elizabeth Turttschi hat eine Baslerin aus der eigenen Schule neu einen Ensemble-Vertrag erhalten.

Ja, ihre Entwicklung freut mich enorm, da ich sie schon von klein auf betreue.

«Ich folge meinem geheimen Versprechen, dass ich gut zu Leuten bin, die gut sind zu mir.»

Warum ist sie die einzige Schweizerin im Ensemble?

Bei so vielen Bewerbungen, wie wir sie haben, ist die Konkurrenz natürlich gross. Manche Theater halten öffentliche Vortanz-Sessions ab. Dort wird dann aus 250 Bewerbern ausgewählt. Das erinnert an einen Viehmarkt und ist zermürend für alle Beteiligten. Wir machen das anders. Wer mich interessiert, den lade ich für ein paar Tage zum Tanzen mit der Kompanie ein. Die Persönlichkeit ist mir wichtig und ich mag eine gute Arbeitsatmosphäre. Eigentlich will ich alle glücklich machen, obwohl ich weiss, dass das nicht geht.

Ist die mangelhafte Ausbildung hier der Grund, dass nur eine Schweizerin in Ihrem Ensemble ist?

In den letzten zehn Jahren hat sich viel verbessert. Besonders hier in Basel hat sich einiges getan. Die Schulung liegt mir am Herzen. Ich selbst bin Präsident der Migros Stiftung für Tanz-Stipendien. Es gab schon den Vorschlag, ob ich meine Erfahrung nicht in die Jugend investieren wolle. Ein Schweizer Jugend-Ballett wäre eine schöne neue Herausforderung. Ein Ensemble mit 15 Tänzern aus Schweizer Schulen, mit denen man durch das Land tourt und sie weiter entwickelt.

Das klingt sehr danach, als wären das nun die letzten vier Jahre als Ballettdirektor am Theater Basel.

Never say never! Sehen wir, was bis 2020 passiert. Für manche Leute bin ich alt. Was drinnen pumpt, ist aber noch sehr jung. Wenn es Zeit ist, habe ich keine Mühe, das hier an jemanden mit neuen Ideen abzugeben und meine Erfahrung dafür mit Jungen zu teilen. Hier in Basel habe ich tolle Erfahrungen gemacht. Ich habe aber auch weniger gute hinter mir. Ich kam ja aus Berlin, war Direktor von drei Opernhäusern mit 120 Tänzern. Das war eine kulturpolitisch extrem schwierige Position und es war mir nicht möglich, dort weiterzuarbeiten.

Wegen der Stadtpolitik oder aus hausinternen Gründen?

Beides. Dazu war auch kein Geld vorhanden. Ich fühlte mich dort nicht sehr unterstützt. Die Stadt mag ich noch immer. Gerade war ich mit einem meiner Söhne dort. Aber ich liebe Basel.

Weil hier auch Geld für das Theater vorhanden ist?

Auch. Für Theater und Kunst ist es hier sicher nicht so schlecht. Aber bei allen Angeboten, die ich in den letzten Jahren von anderen Theatern erhalten habe, war Geld nie der ausschlaggebende Punkt zu bleiben.

Wo finden Sie nach all den Jahren noch Inspiration für neue Stücke?

Ich bin umgeben von jungen Leuten. Sie sollten die Playlist auf meinem iPod sehen – da ist alles drauf. Musik ist für mich eh das Grösste, da sie keine Grenzen kennt. Eben noch machte ich ein Stück mit Klezmermusik und Orchester, dann habe ich in London für das Unterwäsche-Label Agent Provocateur etwas mit einer Band mit zwei Mitgliedern von The Clash inszeniert.

Wie kam das zustande?

Ich habe noch immer guten Kontakt nach England, komme rum und mache gerne andere Projekte.

Nun leben Sie seit 15 Jahren in Basel.

Fühlen Sie sich hier daheim?

Einerseits bin ich hier sehr zu Hause, andererseits fühle ich mich immer als Gipsy. Ich habe mein Zuhause mit 15 verlassen, lebte und arbeitete in Frankreich, Beirut, Kairo, Damaskus, Haifa, Korea, Italien, Spanien, Island und noch ein paar anderen Stationen – aber kaum irgendwo so lange wie in Basel. Ein typisches Tänzer-Nomaden-Leben. Ich mag, dass ich von hier in ein, zwei Stunden überall bin. Und obwohl es von der Bevölkerung klein ist, läuft hier einiges. Als ich Berlin verliess, sagten alle: «Nun zieht er in die Provinz.»

Und ist es so schlimm?

Nein, hier kann ich so viel Kunst sehen wie fast nirgendwo sonst. Ich komme aber kaum dazu, weil dauernd etwas eröffnet und sonst 180 Sachen laufen – und das für 190 000, okay, mit dem Einzugsgebiet Baselland 250 000 Einwohnern, das ist unglaublich. Das sag ich auch den jungen Tänzern: Geht raus und genießt dieses Angebot.

tageswoche.ch/+zje0u

x

Am Freitag, 23. September, startet das Ballett Basel mit «B/E» in die 16. Saison mit Richard Wherlock: Der Tanzabend vereint Choreografien von Joëlle Bouvier («Jeanne d'Arc») und Alexander Ekman («Cacti»).

Bildstoff

Fast ein Drittel des Ballettensembles am Theater Basel hat auf die neue Saison hin gewechselt. Wir haben uns die Neuen geschnappt und sie tanzend die Stadt erkunden lassen. Weiter Aufnahmen aus dieser Serie finden Sie online: tageswoche.ch/+u337c

Neu in Basel: Ster Slijkhuis, geboren in den Niederlanden,
ausgebildet am Royal Conservatoire in Den Haag.

FOTO: ELENI KOUGIONIS





«Scheiss drauf! Lasst uns schlechte Mütter sein!»

FOTO: © 2016 STX PRODUCTIONS

Film

Die «Bad Moms» sagen im Kino den perfekten Müttern den Kampf an. Und treffen damit den Nagel auf den Kopf.

Supermamis, ihr könnt uns mal!

von Karen N. Gerig

Hollywood hat die schlechten Mütter entdeckt. «Bad Moms» heisst der neueste Streich der «Hangover»-Macher, und wie diese Trilogie ist auch «Bad Moms» hauptsächlich eine überdrehte und überzeichnete Komödie – in der aber viel Wahres steckt.

Die «Bad Moms» im Film rebellieren. Gegen die perfekten Supermütter, die ihre Kinder überbehüten, ihnen zum Wohltätigkeitsbasar in der Schule gluten-milch-ei-weizen-zucker-freie Kuchen backen und ihnen jeden Wunsch von den Augen ablesen, bevor sie dasselbe für den Mann im Hause tun. Die «Bad Moms» hingegen, die denken auch mal an sich. Yeah!

Keine Lust!

Als Mami wird man im Kino laut rauslachen, weil man sich in der einen oder anderen Szene selber erkennt. Wenn der zwölfjährige Sohn beispielsweise plötzlich sprachlos dasteht, während ihm die neu rebellierende Mutter (verkörpert von Mila Kunis) wortreich erläutert, dass er seine Hausaufgaben nun endlich selber machen soll, weil er verdammt nochmal saumässig verwöhnt sei und später ein erwachsenes Weichei werde, wenn er nicht endlich lerne, Verantwortung zu übernehmen. Nach der Tirade zieht der Sohn geknickt von dannen – und was tut die Mutter? – Sie ruft ihm zögerlich hinterher: «Ich hab dich lieb!»

So ist das eben, so kennt man das: Das schlechte Gewissen meldet sich immer, wenn man gegen seine Kinder mal so rich-

tig vom Leder gezogen hat. Denn schliesslich hat man seine Kinder ja auch lieb, auch als «Bad Mom». Denn eine «Bad Mom» zu sein, das heisst nicht, eine schlechte Mutter zu sein. Das heisst nicht, dass man seine Kinder vernachlässigt oder schlägt oder hungern lässt.

Nein, eigentlich sind die «Bad Moms» die normalen Mütter. Sie haben am Ende doch das Kindswohl im Auge. Ohne sich aber dabei selber zu verlieren. Und ohne sich ständig rechtfertigen zu wollen.

Es sind Mütter, die nicht immer Zeit oder Lust haben, Kuchen zu backen. Denen es auch mal stinkt, am Elternabend teilzunehmen. Die versuchen, Job, Mutter- und Hausfrausein unter einen Hut zu bringen – und das nicht immer schaffen. Die ihren Kindern auch mal Fertigpizza servieren. Die gerne auch die Verantwortung an die Väter abtreten und stattdessen mal alleine mit ihren Freundinnen einen draufmachen.

Muttersein sollte kein Kampf darum sein, wer die Beste ist.

Lange genug hat die Gesellschaft den Frauen eingepflichtet, sie müssten die «perfekten Mütter» sein. Dieses Bild ist keine neue Erfindung, es geistert seit Jahrhunderten umher. Ein Ideal, das es gar nicht gibt und das auch nicht erstrebenswert ist.

Es war die Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft ab dem 18. Jahrhundert, im Zuge derer die Erwerbsarbeit dem Mann zugeschrieben wurde. Frauen hat-

ten sich daneben um das Haus und um die Kinder zu kümmern (sofern die Familie es sich leisten konnte). Mütter galten als die besten Erzieherinnen ihrer Kinder, ausgestattet mit dem berühmten «Mutterinstinkt» – und mit der Gabe zum Verzicht. «Quatsch», sagen Mütter heute dazu. Und haben damit recht – zumindest teilweise.

In Tat und Wahrheit geht das Kinderhaben ganz ohne Verzicht natürlich nicht, aber immerhin gilt heute in breiten Kreisen als anerkannt, dass beide Geschlechter daran ihren Anteil haben und somit Verantwortung tragen.

Trotzdem ist das Bild der «perfekten Mutter» noch nicht vollends aus der Gesellschaft verschwunden. Es hat sich nur gewandelt: Mütter sollen heute nicht nur Mütter sein, sondern spielend Kinder, Karriere, Küche und Partnerschaft unter einen Hut bringen.

Muttersein entwickelt sich mehr und mehr zum Beruf, in dem man sich profilieren will – oder soll. Und jeder hat in Erziehungsfragen eine Meinung zu allem – das beginnt bei der Hebamme und endet bei der Mutter der Klassenkameradin. Alle wissen alles besser. Was Mütter schnell lernen, ist, wie man sich rechtfertigt.

Wer definiert, was richtig ist?

Doch die vielen Meinungen bringen Zweifel – und Fragen: Tue ich genug für mein Kind? Tue ich das Richtige? Doch was ist das Richtige? Keine Cola erlauben? Nur Biobrot zu essen geben? Nie Nein sagen? Das Kind im Elternbett schlafen lassen? Oder doch nicht? Immer liebevoll zu ihm sprechen?

Aber wer definiert überhaupt, was richtig ist? – Seien wir ehrlich: Niemand hat die richtige Antwort. Und jede(r) hat sie: Denn jede Erziehung sieht anders aus, so wie jede Beziehung zwischen Mutter und Kind anders ist. Muttersein sollte kein Kampf darum sein, wer die Beste ist.

Denn wollen wir von der idealen zur Supermutter werden? – Nein, danke, so haben wir nicht gewettet. Auf Kategorien wie «falsch» und «richtig» können wir verzichten.

Da halten wir es doch lieber mit den «Bad Moms»:

«Wir tun alles, um perfekt zu sein. Und drehen dabei durch.» – «Es ist doch heute unmöglich, eine gute Mutter zu sein. Es gibt so viele Regeln zu beachten: Bestrafe deine Kindern nicht!» – «Sag nicht Nein zu deinen Kindern!» – «Wir alle arbeiten zu hart, um die Leben unserer Kinder wunderbar und magisch zu gestalten. Dabei sind die Leben unserer Kinder schon wunderbar und magisch!» – «Oh, scheiss drauf! Lasst uns schlechte Mütter sein!»

tageswoche.ch/+k92g7

x

«Bad Moms» läuft derzeit in Basel
im Kino.

MUSEEN

CARTOONMUSEUM BASEL
*Aline Kominsky-Crumb
& Robert Crumb*
DRAWN TOGETHER

KA HA HA!
HEY, THIS IS MYSTERICAL!
IT CRACKS ME UP!
YEAH, WE'RE GOOD!
WE REALLY WORK TOGETHER WELL!

2 July-13 Nov., 2016
Opening music provided by
NOTTU'S JUG SERENADERS
www.cartoonmuseum.ch

Ausstellungsplakat
**«Aline Kominsky-Crumb
& Robert Crumb.
Drawn Together», 2016**
FOTO: © ALINE KOMINSKY-
CRUMB & AMP; ROBERT
CRUMB

Cartoonmuseum Basel
St. Alban-Vorstadt 28,
4052 Basel

**«Aline Kominsky-Crumb & Robert Crumb.
Drawn Together» 02.07. – 13.11.2016**

Zum ersten Mal in Europa zeigt das Cartoonmuseum Basel das gemeinsame Werk der beiden Comic-Pioniere Aline Kominsky-Crumb und Robert Crumb. Mit Originalzeichnungen und Einzelwerken der Künstler.

Schaulager
Ruchfeldstr. 19,
4142 Münchenstein
061 335 32 32
www.schaulager.org
Do: 13 – 19 Uhr
Fr, Sa, So: 11 – 17 Uhr
Der Eintritt ist kostenlos.

Zita – Щапа
Kammerstück von Katharina Fritsch und Alexej Koschkarow
Öffentliche Führungen:
Do 18 Uhr, So 11.30 Uhr, Fr 12.30 Uhr (alle 14 Tage)
Fremdsprachige Führungen siehe Website.
Anmeldung empfohlen unter www.schaulager.org
und Tel. 061 335 32 32.

Museum Tinguely
Paul Sacher-Anlage 1
Tel. 061 681 93 20
Di – So: 11 – 18 Uhr
www.tinguely.ch
Öffentliche Führungen
jeden So 11.30 Uhr
Kosten: Museumseintritt

Michael Landy. Out of Order
«20 Jahre Museum Tinguely»-Fest am 25.9.2016

Welche Rolle spielt Jean Tinguely heute noch im Museum, das seinen Namen trägt? Direktor Roland Wetzels erklärt zum Jubiläum, was das Haus will und wie Tinguely präsent bleibt.

«Wir brauchen keine Blockbuster um jeden Preis»



Keine Angst vor den Besuchern:
Michael Landy fordert uns auf, Steine
auf den heiligen Stefan zu werfen.

FOTO: ALEXANDER PREOBRAJENSKI

von Dominique Spirgi

Das Museum Tinguely feiert sein 20-jähriges Bestehen. Am letzten Tag der Sonderausstellung «Michael Landy. Out of Order» lädt das Museum zu allerlei Attraktionen rund um Jean Tinguely und Michael Landy im Museum und Solitude-Park ein. Ein Gespräch mit Museumsdirektor Roland Wetzels über das Jubiläum und die Bedeutung von Tinguely heute.

Die Gründung des Museum Tinguely löste vor 20 Jahren einen regelrechten Museumsboom aus – ein Jahr darauf wurde die Fondation Beyeler gegründet. Wo steht Ihr Haus heute in der Kunstmuseums-Landschaft?

Wir sind heute eine Institution, die ihre Position gefunden hat, auch wenn nicht alles in Stein gemeißelt ist. Wir versuchen, mit einem speziellen Programm an die Öffentlichkeit zu treten, Ausstellungen zu präsentieren, die man andernorts nicht sehen kann. Und wir sind für andere künstlerische Disziplinen offen: Musik und Performances. Das Museum wird jährlich von rund 110 000 Menschen besucht, das ist ein sehr erfreulicher Zuspruch.

Bei den Besucherzahlen steht das Museum Tinguely hinter der Fondation Beyeler und dem Kunstmuseum Basel an dritter Stelle. Haben Sie sich mit dieser Position abgefunden?

Wir haben das Glück, dass wir keine Blockbuster um jeden Preis produzieren müssen und nicht in erster Linie aufs Publikum schielen. Wir haben ein zweigeteiltes Programm: Natürlich zeigen wir das Werk Tinguelys – es belegt gut die Hälfte der Ausstellungsfläche im Museum. Die Sammlung zieht nach wie vor viele Menschen an, darunter viele Familien mit Kin-

dern. Als Zweites zeigen wir Sonderausstellungen, die nicht primär zum Ziel haben, ein breites Publikum anzuziehen. Wir zeigen Künstler, die zum Teil kaum jemand aus dem breiten Publikum kennt.

Vor fünf Jahren war Tinguely im ganzen Museum zu sehen. Wie lange muss das Publikum warten, bis das wieder der Fall sein wird?



«Für mich ist Tinguely in erster Linie ein Künstler, der relevante Themen seiner Zeit verarbeitet, das heisst in Kunst eingegossen hat.»

Nicht lange. Die nächste grosse Tinguely-Ausstellung startet schon am 18. Oktober. In «Musikmaschinen / Maschinenmusik» werden wir alle vier grossen Musikmaschinen Tinguelys zeigen, die zwischen 1978 und 1985 entstanden sind, darunter eine Leihgabe aus Japan und eine aus Wien. Dazu kommen Musikmaschinen anderer Künstler und ein Programm mit vielen Performances und Konzerten, die einen Kontrapunkt zu den Maschinen abgeben werden. Mit dieser Ausstellung werden wir ein ganz zentrales Element aus dem Schaffen Tinguelys beleuchten.

Meistens aber ist Tinguely in den Sonderausstellungen nur am Rande oder als theoretischer Ausgangspunkt vorhanden. Wie planen Sie Ihre Sonderausstellungen?

Wir gehen von drei Standbeinen aus: die Vorbilder Tinguelys, seine Zeitgenossen, also die europäische Nachkriegs-Moderne, und jüngere Positionen aus der Gegenwartskunst, die eine direkte oder thematische Beziehung zu Tinguely haben. Bei den Zeitgenossen gibt es nach wie vor vieles zu entdecken. Bei der Gegenwartskunst ist das Feld sehr breit. Denn für mich ist Tinguely nicht in erster Linie jemand, der aus Metall Kunst gemacht hat, sondern ein Künstler, der relevante Themen aus seiner Zeit verarbeitet, das heisst in Kunst eingegossen hat. Es sind Themen, die heute noch sehr relevant

sind: zum Beispiel die Interaktion zwischen Mensch und Maschine, die man heute ebenfalls auf die Digitalisierung übertragen kann.

Tinguely war auch politisch engagiert.

Ja, Konsumismus war ein Thema, mit dem er sich befasste – was bei der aktuellen Ausstellung «Out of Order» mit dem Werk von Michael Landy stark präsent ist. Für Tinguely war auch die Hinwendung zur Realität und zum Publikum wichtig, das heisst sein Anspruch, einen direkten Dialog auszulösen und Interaktionen zu ermöglichen. Für ein jüngeres Publikum sind das Themen, die es in ein Museum bringen kann. Aufgrund der Themenvielfalt in Tinguelys Werk sehe ich keine Probleme, das Museum mit vielfältigen Ausstellungen in die Zukunft zu führen.

Das Museum Tinguely ist das einzige Haus, das zu 100 Prozent von Privaten getragen ist. Gibt Ihnen die Roche so viel Freiheit?

Roche überlässt uns komplett freie Hand bei der Programmation des Museums. Es ist ein wunderbares mäzenatisches Engagement, das uns trägt und uns inhaltlich alle Freiheiten lässt.

Die Geburtstagsfeier des Museums läuft gemäss dem Titel «Out of Order». Ist das Programm ausser Betrieb?

Der Titel orientiert sich an der aktuellen Sonderausstellung mit Werken von Michael Landy. Insofern stimmt er. Es ist eine spezielle Ausstellung, weil sie aus einer über zehnjährigen Auseinandersetzung des Künstlers mit Tinguely entstanden ist. Landy kam im Rahmen seiner künstlerischen Recherche über Tinguelys «Hommage à New York» 2005 erstmals zu uns ins Archiv und ins Museum. Es ist eine Ausstellung, die von den Werken und inhaltlich über seine Konsumismus-Kritik sehr gut zu Tinguely und in unser Museum passt. «Out of Order» bedeutet ja nicht nur «Ausser Betrieb», sondern deutet auch auf etwas Aussergewöhnliches hin. Und das wollen wir sein an diesem Tag.

Michael Landy ist ein junger Künstler, der sich auf Tinguely beruft ...

... ja, er wurde von Tinguely zur Kunst angestiftet. Als er seine Werke 1982 in der Tate in London erstmals gesehen hatte, entschloss er sich als junger Textilstudent dazu, Künstler zu werden.

Gibt es viele junge Künstler, die Tinguely als Vorbild haben?

Es gibt viele junge Künstler, die uns besuchen, und es ist kaum einer darunter, der sich von Tinguelys Weg und Schaffen nicht beeindruckt zeigt – von der Radikalität, wie er Kunst gedacht und umgesetzt hat. Er ist nach wie vor ein Künstler, der für eine junge Generation als Inspirationsquelle dient.

tageswoche.ch/+2mvvgd

Jubiläumsfest: «20 Jahre Museum Tinguely – Out of Order Day»

**Sonntag, 25. September, ab 11 Uhr, Solitude-Park, Basel
www.tinguely.ch**

KlangBasel



Basel zeigt, wie es tönt

Mit der Blaumeise als Emblem startet am Freitag KlangBasel, ein dreitägiges Festival, das zum Streifzug durch die Basler Musiklandschaft lädt. Mit dem Ziel, die zahlreichen Ensembles unter der einheimischen Bevölkerung bekannter zu machen.

Im Vergleich mit der Premiere vor zwei Jahren stehen heuer noch mehr Kleinbasler Spielorte auf dem Programm: 40 haben wir gezählt, von der Ueli-Fähre über die Tramhaltestelle Claraplatz bis zum Messe-Parkhaus. Ist das nicht eine Überforderung für Organisatoren und Zuschauer? «Nein», sagt Co-Leiterin Alexa Tepen im Interview (tageswoche.ch/+urfmi). Die überbordende Vielfalt an Orten entspreche der Idee des Festivals, denn die Zuhörer sollen umherwandeln und entdecken. Ungewöhnlich breit ist nicht nur die Palette der Locations – sogar Privatwohnungen dienen als Spielstätten – sondern auch die der Musik, die von Hip-Hop über Jazz bis Klassik reicht. Und nicht selten auch zum Crossover führt, so etwa im «Union».

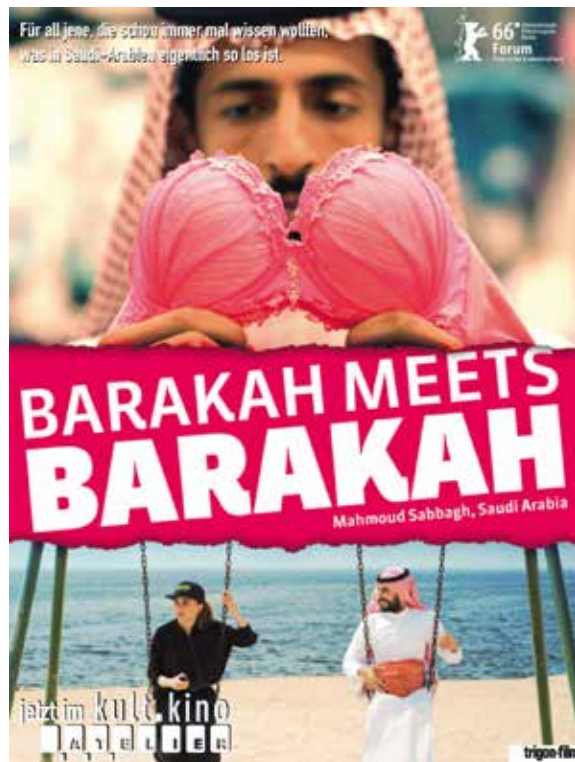
Die Musik spielt nicht erst abends, der Reigen beginnt am Samstag und am Sonntag bereits am Vormittag. «Als Resonanz auf die Rückmeldungen versuchen wir dieses Jahr mehr Programmpunkte anzubieten, die für Familien geeignet sind», sagt Alexa Tepen. «Gerade weil sich das Geschehen ja am Wochenende und tagsüber abspielt, sollen die Familien nicht ausgeschlossen werden.» Eine Konstante sei hingegen der Jazzcampus als Anlauf- und Infostelle für alle Besucher, da er fast mittig liege. ×

**KlangBasel, 23. bis 25. September.
Diverse Konzerte im Kleinbasel.
www.klangbasel.ch**

Kinoprogramm

Basel und Region 23. bis 29. September

ANZEIGE



THEATER IM KINO

LIVE AUS LONDON

Nächste Vorstellung:
THE DEEP BLUE SEA
Donnerstag, 6. Oktober 2016
20.00 Uhr im Pathé Küchlin
mit englischen Untertiteln

LIVE AUS STRATFORD-UPON-AVON

Nächste Vorstellung:
CYMBERLINE
Mittwoch, 28. September 2016
20.00 Uhr im Pathé Küchlin
mit englischen Untertiteln

LIVE AUS PARIS

Nächste Vorstellung:
ROMEO ET JULIETTE
Donnerstag, 13. Oktober 2016
20.30 Uhr im Pathé Küchlin
französische Version

National Theatre Live

RSC
Royal Shakespeare Company

COMEDIE FRANÇAISE

pathe.ch

BASEL	CAPITOL
Steinenvorstadt 36 kitag.com	
SUICIDE SQUAD [14/12 J] 14.00/20.00^{E/diff} THE MAGNIFICENT SEVEN [14/12 J] 14.00/17.00/20.00^{E/diff} SMS FÜR DICH [12/10 J] 17.00^D	

KULT.KINO ATELIER
Theaterstr. 7 kultkino.ch

LOOK & ROLL - BEHINDERUNG IM KURZFILM 22. BIS 25. SEPT. HEDI [16/14 J] FR/SA/MO/MI: 12.10^{Ov/diff} MR. GAGA [6/4 J] 19.00-FR/MO-MI: 12.10^{Ov/d} EUROPE, SHE LOVES [16/14 J] FR/SA/MO-MI: 12.15^{E/d} SPARROWS [16/14 J] FR/SA/MO-MI: 12.20^{Ov/diff} ABEND MIT GOLDRAND 1 [12/10 J] FR: 12.30^{Ov} TSCHICK [12/10 J] 14.00/17.45-FR-SO: 21.00 MO-MI: 20.30^D LOU ANDREAS-SALOMÉ [12/10 J] 14.15/18.00-MO-MI: 21.00^D TONI ERDMANN [12/10 J] 14.15/20.15^D BARAKAH MEETS BARAKAH [16/14 J] 14.45/20.50^{Ov/diff} INTERNATIONALER WETTBEWERB 1 [16/14 J] FR: 15.00-SA: 17.30^{Ov} IN ANW. VON REGISSEURIN KIM FABER UND HUBERT JANSEN. WIENER DOG [16/14 J] 16.00-FR-MO/MI: 19.30^{E/d} CAPTAIN FANTASTIC [12/10 J] 16.30/21.15^{E/diff} EL OLIVO [8/6 J] 16.45-MO-MI: 18.20^{Sp/diff} INTERNATIONALER WETTBEWERB 2 [16/14 J] FR: 17.30-SA: 20.00^{Ov} IN ANW. DER SCHAUSPIELERIN MAXIME D. POMERLEAU. SING STREET [6/4 J] 18.45-MO-MI: 16.15^{E/diff} INTERNATIONALER WETTBEWERB 3 [16/14 J] FR: 20.00-SO: 13.30^{Ov} IN ANW. DER SCHAUSPIELERINNEN ALEXANDRA BULMER UND MARGO CARGILL UND DES REGISSEURS MICHAEL ACHTMAN («AWAKE»). ABEND MIT GOLDRAND 2 [16/14 J] SA: 12.30^{Ov} INTERNATIONALER WETTBEWERB 4 [16/14 J] SA: 15.00-SO: 16.00^{Ov} IN ANW. DES REGISSEURS UND OSCAR-PREISTRÄGERS BENJAMIN CLEARY («STUTTERER»). DAS KALTE HERZ [10/8 J] SO: 10.45-MO-MI: 12.30^{Stumm mit dt. Zt.} AWAKE: THE LIFE OF YOGANANDA [16/14 J] SO: 11.00^{E/d} ICH LASS DICH GEHEN [16/14 J] SO: 11.00^{Ov/d} GESPRÄCH MIT REGISSEURIN KIM FABER UND SANNES VATER HUBERT JANSEN NACH DER VORFÜHRUNG. MUSIK FÜR EINE BESSERE WELT [10/8 J] SO: 11.00^{Ov} GESPRÄCH MIT DEM OPERN-DRAMATURGEN P. JIRACEK RARA [10/8 J] SO: 12.45^{Sp/diff} PREISVERLEIHUNG [16/14 J] SO: 19.00^{Ov} ANSCHL. VORFÜHRUNG DER SIEGERFILME MAGGIE'S PLAN [16/14 J] MO-MI: 14.15^{E/diff}	
---	--

KULT.KINO CAMERA
Rebgasse 1 kultkino.ch

VOR DER MORGENRÖTE [8/6 J] 14.00/18.15/20.45^{Ov/diff} RETOUR CHEZ MA MÈRE [8/6 J] 14.45^{F/d} MÉDECIN DE CAMPAGNE [8/6 J] 16.00/20.30^{F/d} FUOCOAMMARE [12/10 J] 16.45-SO: 12.30^{Ov/diff} UN JUIF POUR L'EXEMPLE [14/12 J] 19.00-SO: 11.00^{F/d} TOMORROW - DEMAIN [8/6 J] SO: 11.30^{Ov/diff}	
--	--

NEUES KINO
Klybeckstr. 247 neueskinobasel.ch

MIN FAR FORFRA - MEIN VATER VON VORN [12/10 J] FR: 21.00^{Ov/E} UND IN DEPENDENCE - ABHÄNGIG [12/10 J] MANHATTAN SHORT FILM FESTIVAL [12/10 J] SO: 20.00^{Ov/E} MIRAR MORIR [12/10 J] MO: 20.00^{Ov/E}	
---	--

PATHÉ KÜCHLIN
Steinenvorstadt 55 pathe.ch

JASON BOURNE [12/10 J] 12.45-FR/MO/DI: 15.20 FR/DI: 18.00-SA/MO/MI: 20.15^D THE LIGHT BETWEEN OCEANS [12/10 J] 12.45^{E/diff} MIKE AND DAVE NEED WEDDING DATES [14/12 J] 13.00-FR/SA: 22.50-SA-MI: 20.30^D SMS FÜR DICH [12/10 J] 13.00/15.20/17.40/20.00 FR/SA: 22.20-SA/SO: 10.40^D TSCHICK [12/10 J] 13.10-SA/SO: 11.00^D THE PURGE: ELECTION YEAR [16/14 J] 13.20/18.00-FR/MO/DI: 15.40 FR/SA/MO/MI: 20.30-FR: 23.10 SA: 23.00^D SO/DI: 20.30^{E/diff} BAD MOMS [14/12 J] 13.45/16.00-FR/SO/DI: 18.15 FR/SA: 22.45-SA/SO: 11.30 SA/MO/MI: 20.30^D FR/SO/DI: 20.30-SA/MO/MI: 18.15^{E/diff} PETS [0/0 J] FR/DI: 13.45-SA: 10.50 SA/MI: 15.00-SO: 13.00/17.00^D PETS - 3D [0/0 J] FR/MO/DI: 18.40 SA/MI: 13.00/17.00 SA/SO/MI: 19.00 SO: 10.50/15.00-MO: 13.45^D BEN-HUR - 3D [12/10 J] 17.50-FR/MO/DI: 15.15^D THE MAGNIFICENT SEVEN [14/12 J] 15.15-FR/SO/DI: 20.45 SA/MO/MI: 18.00-SA: 23.30^D FR/SO/DI: 18.00-FR: 23.30 SA/MO/MI: 20.45^{E/diff} NERVE [12/10 J] 15.30-FR/SO/DI: 17.45 FR-DI: 20.00-FR/SA: 22.15 SA/SO: 10.30-MI: 21.00^D SA/MO/MI: 17.45^{E/d} SUICIDE SQUAD - 3D [14/12 J] FR/MO/DI: 16.00/20.45 FR/SA: 23.30-SA/SO: 21.00^D THE ROLLING STONES IN CUBA - HAVANA MOON [12/10 J] FR: 20.30^{E/d} MECHANIC: RESURRECTION [16/14 J] FR/SO/DI: 20.40-FR/SA: 22.50 SA/MO/MI: 18.00^D CONNI & CO. [6/4 J] SA/SO: 10.30-SA/SO/MI: 15.20^D ELLIOT, DER DRACHE - 3D [6/4 J] SA/SO: 10.45-SA/SO/MI: 15.15^D ICE AGE - KOLLISION VORAUS! - 3D [6/4 J] SA/SO: 11.10-SA/SO/MI: 15.40^D MICHAEL BUBLE - TOUR STOP 148 [12/10 J] SO: 18.15^E ROYAL SHAKESPEARE COMPANY: CYMBELINE [0/0 J] MI: 20.00^E	
---	--

PATHÉ PLAZA
Steinentorstr. 8 pathe.ch

NOW YOU SEE ME 2 - DIE UNFASSBAREN 2 [10/8 J] 12.45/15.30/18.10 FR/SA/MO/MI: 20.50-FR/SA: 23.30^D SO/DI: 20.50^{E/diff}	
--	--

REX
Steinenvorstadt 29 kitag.com

BAD MOMS [14/12 J] 14.30/17.30-FR-SO/DI/MI: 20.30 MO: 21.00^{E/diff} THE BEATLES: EIGHT DAYS A WEEK [4/4 J] 15.00-FR-SO/DI/MI: 21.00^{E/d} JASON BOURNE [12/10 J] 18.00^{E/diff} KITAG CINEMAS Opera Live: Royal Opera House London: NORMA [12/10 J] MO: 20.15^{ud}	
--	--

STADTKINO
Klostergasse 5 stadtkinobasel.ch

PRISONERS [16/14 J] FR: 18.00^{F/d} LES AMANTS DU PONT-NEUF [16/14 J] FR: 21.00^{F/d} CACHÉ [16/14 J] SA: 15.15^{F/e} MAUVAIS SANG [12/10 J] SA: 17.30^{F/e} MAELSTRÖM [16/14 J] SA: 20.00^{F/d} ELLES [13/16 J] SA: 22.15-MO: 18.30^{F/d} CAMILLE CLAUDEL 1915 [12/10 J] SO: 13.15^{F/e} LE VOYAGE DU BALLON ROUGE [16/14 J] SO: 15.15^{F/e} ENEMY [12/10 J] SO: 17.30^{F/d} MA LOUTE [12/10 J] SO: 20.00^{F/d} POLYTECHNIQUE [16/14 J] MO: 21.00^{F/e} KURZFILMPROGRAMM DENIS VILLENEUVE [16/14 J] MI: 19.00^{Ov/E} SUBURRA [16/14 J] MI: 20.30^{id}	
---	--

STUDIO CENTRAL
Gerbergasse 16 kitag.com

THE LIGHT BETWEEN OCEANS [12/10 J] 14.15/17.15/20.15^{E/diff}	
--	--

FRICK	MONTI
Kaistenbergstr. 5 fricks-monti.ch	

BAD MOMS [14/12 J] FR/SO/MO/MI: 20.15^D CONNI & CO. [6/4 J] SA/SO/MI: 15.00^D SMS FÜR DICH [12/10 J] SA/SO: 17.30^D PETS - 3D [0/0 J] SO: 13.00^D	
--	--

LIESTAL	ORIS
Kanonengasse 15 oris-liestal.ch	

MIKE AND DAVE NEED WEDDING DATES [14/12 J] FR/SA: 18.00^D BAD MOMS [14/12 J] FR-SO: 20.15-DI/MI: 20.30^D PETS [0/0 J] SA: 11.00^D PETS - 3D [0/0 J] SO: 13.30^D ELLIOT, DER DRACHE [6/4 J] SA: 13.30-SO: 11.00-MI: 15.45^D CONNI & CO. [6/4 J] SA: 15.45-SO: 15.30-MI: 13.30^D NERVE [12/10 J] SA: 22.30-SO: 17.45^D Royal Opera House London: NORMA [12/10 J] MO: 20.00^{Ov/d} THE LIGHT BETWEEN OCEANS [12/10 J] DI/MI: 18.00^D	
--	--

SPUTNIK
Poststr. 2 palazzo.ch

EL OLIVO [8/6 J] FR/SA: 18.00-DI: 20.15^{Sp/diff} MÉDECIN DE CAMPAGNE [8/6 J] FR/SA: 20.15-DI: 18.00^{F/d} LOU ANDREAS-SALOMÉ [12/10 J] SO: 11.00-MI: 18.00^D LA VACHE [6/4 J] SO: 15.30^{F/d} CAPTAIN FANTASTIC [12/10 J] SO: 17.30^{E/d} THE BEATLES: EIGHT DAYS A WEEK [0/0 J] SO/MO: 20.15^{Ov} SING STREET [6/4 J] MO: 18.00-MI: 20.15^{E/d}	
--	--

SISSACH	PALACE
Felsenstrasse 3a palacesissach.ch	

THE LIGHT BETWEEN OCEANS [12/10 J] 18.00^D SMS FÜR DICH [12/10 J] 20.30^D VOR DER MORGENRÖTE [8/6 J] SO: 10.30^D	
---	--



Nacktheit, ja. Aber sie handelt von unseren Abgründen.

FOTO: HBO

Kultwerk #247: «GoT»

«Game of Thrones» gewinnt wieder ein paar Emmys. Wie macht die Serie das? Die Antwort finden Sie tief in sich selbst.

Wir Schweine

von Naomi Gregoris

Eine Serie, in der es um sieben Königreiche und zwei Kontinente, zwanzig Hauptdarsteller und mindestens dreimal so viele Nebenfiguren geht, ist nicht ganz einfach zu beschreiben. Peter Dinklage, der in «Game of Thrones» einen kleinwüchsigen Adligen spielt, schafft es in unter einer Minute: «Stabby stabby stabby, sexy sexy sexy, beautiful language, beautiful landscapes, a few jerks, stabby stabby stabby».

Besser hätte er es nicht treffen können. «Game of Thrones» ist Gemetzel und Gekrammel, so weit das Auge reicht, und wenn es dann wirklich mal reicht, ein bisschen Poesie für die Schöngeister. Aber dann schnellstens wieder zurück zu Blut und Brüsten.

Eine Rechnung, die aufgeht: «Game of Thrones» hat mit 23 Millionen Zuschauern pro Woche brutal Erfolg. Brutal ist dabei das richtige Stichwort: Keine andere welt-

weit bekannte Serie lässt eine solche Masse an Figuren kaltmachen. Der Hauptdarsteller nervt? Weg mit ihm. Seine Familie auch? Familienfeier her, alle schön vereint in einem düsteren Château, und dann ran an ihre Eingeweide. Die Liebesbeziehung des Bastards wird langsam etwas einseitig? Killt das Liebespaar!

Da, wo in gesunden Sendungen die Kamera wegschwenkt, zoomt «GoT» umso mehr ran.

Der Zuschauer sieht Kindsmord, Inzest und wie einem Schönling von blosser Hand die Augen aus dem Kopf gedrückt werden. Da, wo in gesunden Sendungen die Kamera wegschwenkt, zoomt «Game of Thrones» umso mehr ran. Ständig denkt der Zuschauer: «Komm jetzt, das wirst du nicht auch noch zeigen» und dann wird

doch wieder irgendwer erdolcht, vergewaltigt oder – wieso auch nicht – mit flüssigem Gold «gekrönt».

Nach der Erstausstrahlung 2011 schrien die Properen der Welt auf: Bestialisch! Sexistisch! Gefährlich! Kein Quarterlife-Stammtisch ohne aufgebrauchte Stimmen, die sich über die sinnlosen Gewaltexzesse und exzessiv betriebene Objektifizierung der Frauenfiguren entrüsteten.

Nach spätestens zwei Staffeln wurde jedoch klar: «Game of Thrones» is here to stay. Die Serie trifft den Nerv der Zeit, keine andere Show hat in den letzten Jahren mehr Preise abgesahnt.

Woran liegt das?

Ausgerechnet Feministin Laurie Penny bringt es auf den Punkt. Sie spricht von «GoT» als «wildem wunderbarem Trash»: «Das Spezielle an dieser Serie sind nicht die Monster, die vielen Nacktszenen oder das fässerweise vor sich hin stinkende, willkürlich vergossene Blut, sondern das erdrückende Gefühl, dass der Plot schon vor drei Jahren völlig entgleist ist und von einer Gruppe sich zankender, machtrunkener Wahnsinniger auf einen schrecklichen Abgrund zugesteuert wird. Zufällig ist das auch der Plot des gesamten bisherigen 21. Jahrhunderts.»

Recht hat sie.

Eskapismus vom Sofa aus

«GoT» führt uns in unsere Abgründe. Nicht in die moralischen «Breaking Bad»- oder unheimlichen «Twin Peaks»-Abgründe, sondern jene, die sich vor unseren Augen abspielen: Gewalt, Ungerechtigkeit, Sexismus, ad absurdum geführt.

Die schreckliche Pein, die uns in dieser Serie immer und immer wieder gezeigt wird, ist unsere Pein, aber in solch vulgärer Weise vorgeführt, dass wir uns stets bequem davon distanzieren können.

Ganz gemäss dem guten alten Schauerroman-Prinzip: Dem Protagonisten geschehen all diese grässlichen Dinge, wie gruslig! Und wie gut, dass er sie für mich durchlebt, dann muss ich nicht mehr und hab sie trotzdem quasi-erfahren. HBO-Eskapismus, vom Sofa aus.

Deshalb ist es auch so schwierig, sich dieser Serie zu entziehen. Es ist unglaublich genugtuend, ja geradezu therapeutisch mit anzusehen, wie sich Barbaren abschlachten. Die Szene, in der das despotische Balg Joffrey Baratheon qualvoll an einer Vergiftung krepirt, gehört zum Wohltuendsten, was das amerikanische Fernsehen bis anhin produziert hat.

Für jemanden, der die Serie nicht kennt, mag das harsch rüberkommen, aber glauben Sie mir: So wie Joffrey haben Sie noch nie jemanden gehasst. Nicht mal Ihren Partner, der sich im entscheidenden Moment auf die Fernbedienung setzt.

Nun hat «Game of Thrones» also wieder drei Emmys abgestaubt. Wer jetzt noch fragt, wie die Serie das schafft, der soll mal in sich selbst hineinhören.

Stabby, stabby, sexy, sexy.

tageswoche.ch/+v7if6

x



Die heilige Ursula hat sich in die Herzen der Basler gelächelt. FOTO: HMB, PETER PORTNER

Zeitmaschine

Der junge Kanton Baselland versilberte 1836 seinen Anteil am Münsterschatz. Die Stadt kauft seither zurück, was geht.

Der Münsterschatz unter dem Hammer

von Dominique Spirgi

Die heilige Ursula lächelt sehr gewinnend. Ihr verschmitztes Lächeln erinnert etwas an das der Mona Lisa. Kein Wunder, geriet das Basler Bürgertum aus dem Häuschen wegen der Aussicht, ihr golden glänzendes Büstenreliquiar aus dem Rijksmuseum Amsterdam zurückzukaufen.

«Im Jahre 1955 wurde Basel von einer beispiellosen Begeisterung für mittelalterliche Kunst erfasst», schrieb Edith Buxtorf-Hosch, ehemalige Präsidentin des Basler Bürgerrats, 2001 zur Münsterschatz-Ausstellung im Historischen Museum. In nur gerade drei Monaten

wurden 230 000 Franken gesammelt, was sehr viel Geld war für die damalige Zeit. Die Heimkehr des Schatzstücks wurde mit einem regelrechten Volksfest gefeiert.

Aber warum musste etwas zurückgekauft werden, das eigentlich eh nach Basel gehört?

Zwischen den Fronten

Das Büstenreliquiar war in den 1830er-Jahren quasi zwischen die Fronten der beiden verfeindeten Basel geraten. Nach der Kantonstrennung verfügte die eidgenössische Tagsatzung – damals gab es noch keine eidgenössischen Räte – die Teilung des Kantonsvermögens. Dazu gehörte auch der Basler Münsterschatz,

der den Bildersturm der Reformation unbeschadet überstanden hatte.

Dem neuen Halbkanton Basel-Landschaft wurden zwei Drittel des Schatzes zugesprochen. Und weil dieser neue Stand dringend Geld benötigte, kamen die prächtigen Stücke 1836 unter den Hammer. Burkard von Roda, der 2001 als Direktor des Historischen Museums Basel grosse Teile des Schatzes für eine Ausstellung wieder zusammenbrachte, sprach von «der letzten grossen Veräusserung eines geschlossenen Ensembles mittelalterlicher Schatzkunst in Europa».

Es waren begehrte Stücke. Über Umwege landeten sie in wichtigen Museen der Welt. Das mit edlen Steinen verzierte Heinrichskreuz (Kaiser Heinrich II. gilt als Stifter des Schatzes) gelangte ins Kunstgewerbemuseum Berlin, die Statue des Johannes des Täufers in die Eremitage in St. Petersburg, ein Kopfreliquiar ins British Museum in London, weitere Stücke in bedeutende Museumssammlungen in Amsterdam, New York und Paris. Einige Stücke konnte das Historische Museum mithilfe privater Gelder zurückkaufen. Bei den oben genannten gelang dies aber nicht.

Auch nicht beim Prunkstück des Basler Münsterschatzes, der berühmten goldenen Altartafel. Sie ist eines der gehüteten Vorzeigobjekte der Mittelaltersammlung des Musée Cluny in Paris – und zwar so sehr gehütet, dass sie der grossen Münsterschatz-Ausstellung 2001 in Basel nicht mal als Leihgabe zur Verfügung gestellt wurde.

Ein Trick rettet die Kunstsammlung

Mehr Glück – oder besser Glück im Unglück – hatten die Städter mit ihrer Kunstsammlung. Sie war und ist Teil des Universitätsguts. Die Städter hegten damals die Hoffnung, dass dieses von der Aufteilung des Staatsvermögens ausgeklammert werden könnte. Doch das Schiedsgericht der eidgenössischen Tagsatzung entschied anders. Der Verbleib des Universitätsguts in der Stadt musste erkauf werden.

Die Städter kamen aber ausgesprochen glimpflich davon. Hinterlistig liessen sie den Wert der Sammlung auf eine marginale Summe einschätzen, so dass die Landschaftler die weltberühmten Werke von Hans Holbein d. J. und Co. der Stadt für gerade mal 22 000 Franken überliessen.

Unter dem Strich hatte dieser Deal für die Kunststadt Basel einen positiven Nebeneffekt. Die Gefahr, dass die Sammlung hätte verloren gehen können, steigerte deren Wertschätzung auch in der Stadt erheblich. Private Förderer schufen die finanzielle Grundlage für den Bau des ersten Basler Museums, das 1849 an der Augustinergasse eröffnet wurde. Die älteste öffentliche Kunstsammlung der Welt, die seit 1671 mehr schlecht als recht im Haus zur Mücke aufbewahrt worden war, bekam endlich einen würdigen Platz in einem richtigen Museum.

tageswoche.ch/+q1pv2

x

Die muschelförmige Halbkreisgeometrie der Saline Royale von Arc-et-Senans ist elegant. Doch hinter der Fassade mussten Arbeiter früher schuften, bis sie krank wurden.

Dem weissen Gold auf der Spur

von Alexander Marzahn

Kennen Sie Claude-Nicolas Ledoux? Wohl kaum. Der französische Gelehrte hatte sich nach 1760 einen Namen als Architekt für die Pariser Oberschicht gemacht. Die meisten seiner Villen und Pavillons sind heute verschwunden. Ein Ensemble aber blieb erhalten und hat den Status eines Unesco-Weltkulturerbes erlangt: Die königlichen Salinen von Arc-et-Senans im Département Doubs, zwei Autostunden von Basel entfernt.

Schon in römischer Zeit wurde in der Region Salz gewonnen. Später füllte das hochbesteuerte weisse Gold die Staatskassen, und die Kleinstadt Salins-les-Bains wurde zum wohlhabenden Zentrum der Salzsiederei. Als Ledoux die Anlagen im Jahr 1771 im Auftrag des Königs inspizierte, waren sie jedoch bereits veraltet. Dazu wuchs rund um den Ort kein gerader Baum mehr – das Verdampfen der Sole verschlang Unmengen von Holz. Ledoux schlug daher den Bau einer neuen Saline am Rand eines weitläufigen Waldes vor, 35 Kilometer südlich von Besançon.

So entstand 1778 die Saline Royale von Arc-et-Senans, ein stattliches Ensemble aus elf Fabrikations-, Verwaltungs- und Wohngebäuden in muschelförmiger Halbkreis-Geometrie. Man könnte sagen, es war die erste Fabrik mit Schick, und in seinen salzigen Träumen baute Ledoux den Komplex gar zu einer kreisförmigen Idealstadt aus, die freilich nie realisiert wurde – 60 Architekturmodelle zeugen im Ledoux-Museum von diesen und weiteren hochtrabenden Plänen.

Eine geschlossene Anstalt

Angesichts der klassizistischen Eleganz könnte man fast vergessen, dass hinter den Fassaden der Rationalismus den Taktstock schwingt: Alle Fluchtlinien führen zum Direktorenhaus, in dessen Giebel das «Auge des Direktors» (ein Rundfenster) über die Produktion wacht.

Das Areal hatte nur einen einzigen Zugang, und das Wächterhaus beherbergte auch ein Gefängnis. Eigentlich war die gesamte Anlage eine geschlossene Anstalt: Die Arbeiter durften den Komplex nicht verlassen, und damit sie in der raren Freizeit nicht auf dumme Gedanken kamen,



Blick auf den Hof mit Direktorenvilla (links) und Salzsiederei.

FOTO: OPENROADS

wurde ein Ring von kleinen Gärten angelegt. Heute werden diese Parzellen von Gartenschulen fantasievoll bis spektakulär gestaltet – eine schöne Inspirationsquelle für Hobbygärtner.

Wer die Quellen des Wohlstands sehen möchte, fährt weiter ins nahe Salins-les-Bains. Zur Zeit Ledoux' zählte die Garnisonsstadt 8000 Einwohner; heute sind es noch 3000. Mit der französischen Revolution fiel das Salzmonopol, der Salzpreis rutschte in den Keller. Wo vormals die Sole dampfte, entstanden Parks, Hotels, Kliniken, ein Casino und natürlich das Solbad, das den Schritt vom Kur- zum Wellness-Zeitalter allerdings noch vor sich hat. Bereits saniert wurden die alten Salinen: In rollstuhlgängigen Stollen lässt sich hautnah Industriegeschichte erleben.

Und Claude-Nicolas Ledoux? In den Wirren der Revolution zog der Baumeister des Ancien Régime seinen Kopf aus der Schlinge, indem er die Saline Royale zum Prototyp einer demokratischen Ordnung verklärte. Dass viele Arbeiter früh erkrankten, da Ledoux aus ästhetischen Gründen die Salzsiederäume ohne Schornsteine

bauen liess, ist eine andere Geschichte – der Ausbau von Salins-les-Bains zur Kur- und Bäderstadt kam für sie zu spät.

tageswoche.ch/+f8ost

×

Für Abenteurer

Die Gîtes du Village Vauban bieten einfache Apartments im renovierten Fort Saint-André hoch über Salins-les-Bains.

Für Gourmets

La Table d'Euphrosyne, familiäres Restaurant mit Fondue-Spezialitäten.

Für Süsse

Das beste Tiramisu gibt es im Bistrot Le P'tit Blanc im Grand Hotel les Bains.

Für Grüne

Die Gärten der Saline Royale werden jedes Jahr von Schulen für Garten- und Landschaftsbau neu gestaltet. Aktuelles Thema: «The travellers' gardens».

Kreuzworträtsel

die Kirche in Basel (Steinenring)	tropische "Butterfrucht"	Ort südl. Maisprach (Kt. BL)	10	Kontinent	Pass zw. Kandersteg u. Leukerbad	Possessivpronomen	darauf fahren Züge	kurze Stunde	Herrschaftsform (Pol.)	Inselstaat südwestl. v. Australien
					kostbares Mineral				8	
Internetadresse v. Vannatu		Trampeltier		Seele, den Romans bekannt	6		U..e = Kröte	Abk. für Dezigramm	kurzer Mittwoch	
				geringfügig			2	Erdofen in Hawaii sie, neu am Basl. Theater		
alte, herrliche Apfelsorte		kurzer Access Point		sie verweisen beim Computer weiter				franz. Freunde		
die Mater für Universität								span.: mich	chem. Zeichen f. Neon	
Rabenvogel m. schwarz-grauem Gefieder		getrocknetes Gras		dieser Meter im Fussball gleicht Penalty				sie gehört zum Besteck	Autokennzeichen von Le Locle	
dreistes Auftreten	manche Menschen haben eine lange		Doppelkonsonant					herrschaftliches Haus	7 dieser Basler "Scheich" (1784-1817)	auf Antrag, kurz gesagt
								9 der Fleming, mit seinem James Bond		
dieses Zentrum in Basel		schmierige Flüssigkeit	.ho. = Büchsenfisch	Temperatur unter Gefrierpunkt		falscher Gott, Götze	Grosskatze aus Asien	pittoresker Ort in Südspanien	Wasser in Wanne	
	3		Gangart v. Pferden griech. Göttin des Sieges			Geistliche tragen solche Tracht				Rom für Römerinnen was Katzen so sagen
Kaiser in Japan				Rost					auch Flüsse haben oft einen	
			das Paulo in Brasilien franz.: Gold			indischer Bundesstaat			hallo in der Ostschweiz	
Monat	Exkrement			töten, sagt d. Franzose	4			Hauptstadt Perus	5	
massloses Verlangen	1		Top-Level-domain v. Guatemala			dt. Sport-sendung		unwohl, schlecht		

HIER
KÖNNTE
IHR INSERAT
STEHEN

Lösungswort:

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
---	---	---	---	---	---	---	---	---	----

MITMACHEN UND GEWINNEN

Senden Sie eine SMS an die Nummer 343: **TW Lösungswort, Name und Adresse** (1.- SMS) oder unter www.tageswoche.ch/kreuzwort.
Einsendeschluss: 28.09.2016. Lösungswort der letzten Woche:
MARKTPLATZ



ZU GEWINNEN:

Wir verlosen einen Pro Innerstadt Gutschein (50 CHF). Gewinnerin:
Milena George



Auflösung der Ausgabe Nr. 38

Impressum

TagesWoche
6. Jahrgang, Nr. 39;
verbreitete Auflage:
36 750 Exemplare (prov. Wemf-
beglaubigt, weitere Infos:
tageswoche.ch/+sbaj6),
Spitalstrasse 18,
4001 Basel
Herausgeber
Neue Medien Basel AG
Redaktion
Tel. 061 561 61 80,
redaktion@tageswoche.ch

Die TagesWoche erscheint
täglich online und jeweils am
Freitag als Wochenzeitung.

**Chefredaktion/
Geschäftsleitung**
Christian Degen
Digitalstrategie
Thom Nagy
Creative Director
Hans-Jörg Walter
Redaktion
Karen N. Gerig
(Stv. Chefredaktorin),
Amir Mustedanagic
(Leiter Newsdesk),
Reto Aschwanden
(Leiter Produktion),
Gabriel Brönnimann
(Leiter Region),
Tino Bruni (Produzent),

Mike Niederer (Produzent),
Hannes Nüsseler (Produzent),
Jonas Grieder
(Multimedia-Redaktor),
Renato Beck,
Yen Duong, Andrea Fopp,
Elin Fredriksson (Praktikantin),
Naomi Gregoris, Stefan Kempf,
Simone Janz (Praktikantin)
Christoph Kieslich,
Marc Krebs, Felix Michel,
Matthias Oppliger,
Jeremias Schulthess,
Dominique Spirgi,
Samuel Waldis
Redaktionsassistentz
Béatrice Frefel

Layout/Grafik
Anthony Bertschi,
Carol Engler
Bildredaktion
Nils Fisch
Korrektorat
Yves Binet, Chiara Paganetti,
Irene Schubiger,
Laura Schwab,
Martin Stohler,
Dominique Thommen,
Jakob Weber
Verlag und Lesermarkt
Tobias Gees
Abodienst
Tel. 061 561 61 61,
abo@tageswoche.ch

Anzeigenverkauf
COVER AD LINE AG
Tel. 061 366 10 00,
info@coveradline.ch

**Unterstützen Sie unsere Arbeit
mit einem Jahresbeitrag**
Supporter: 120 Franken pro Jahr
Enthusiast: 220 Franken pro Jahr
Gönner: 500 Franken pro Jahr
Mehr dazu: tageswoche.ch/join

Druck
Mittelland Zeitungsdruck AG,
Aarau
Designkonzept und Schrift
Ludovic Balland, Basel

KLEINANZEIGEN

Kontakt: tageswoche.ch/kleinanzeigen

KLEINES FERIENHAUS IN SÜD-ITALIEN ZU VERKAUFEN

Kleines Wohnhaus in Crucoli zu verkaufen. 65 m² Wohnfläche, 2 Zimmer, Wohnküche und Bad im Erdgeschoss; Schlafzimmer, zweite Toilette mit Waschmaschine und Dachterrasse im Obergeschoss, für 2 Personen geeignet, nutzbar als Ferienhaus oder als festen Wohnsitz, 50 Kilometer von Crotone entfernt. Alle Geschäfte des täglichen Bedarfs und Ärzte sind im Ort. Von der kleinen Terrasse hat man einen wunderschönen Panoramablick auf das Meer. Das Haus ist komplett saniert, renoviert, voll möbliert und eingerichtet, inklusive Einbauküche, Kamin, Waschmaschine, neuwertiger Klimaanlage, Marmorboden und Wandtresor. Das Dach sowie alle elektrischen Leitungen, Wasserleitungen und Abwasserleitungen sind erneuert worden. 4 km bis zum Strand. Preis: Fr. 32 784.–.

SCHREIBTISCH, HOLZ

Leichte Schäden, deshalb günstig zu verkaufen. Leder oben muss neu gemacht werden. Bein ist provisorisch repariert (sieht man aber nicht). Preis: Fr. 150.–.

BÜRO BEIM SPALENTOR ZU VERMIETEN

In unserer Bürogemeinschaft ist noch ein Zimmer frei – mit ca. 14 m², gross genug für zwei Arbeitsplätze. Auch eine temporäre oder tageweise Miete ist denkbar. Wir sind eine Text- und Kommunikationsagentur sowie drei Grafikerinnen in einem Altbau am Spalentorweg, geschmackvoll renoviert und mit Parkettboden. Wir teilen ein Sitzungszimmer, eine Teeküche, eine Terrasse und einen Keller. Die Miete für das ganze Büro beträgt Fr. 520.– pro Monat, inkl. Heizung, Strom und Wasser. Dazu kommen Nebenkosten für ADSL-Netzwerk, Drucker, Kaffee und Putzfrau. Einzelner Arbeitsplatz oder tageweise Miete nach Absprache.

KIRSCHBAUMSCHRANK VON 1895

Zu verkaufen, sehr origineller Kirschbaumschrank von 1895, restauriert, Einzelstück, sehr schöne Schreinerarbeit, Masse 137x198/220x56 cm. Tablare und Kleiderstange. Kann auseinandergenommen werden (gesteckt). Preisvorstellung: Fr. 2000.–.

SPONSOR FÜR MUSIKUNTERRICHT GESUCHT

Welcher musik- und kinderliebende Gönner möchte meinem Sohn (5) ermöglichen, Gitarre spielen zu lernen? Da ich alleinerziehend bin, sind unsere finanziellen Mittel leider sehr beschränkt, weshalb ich mir wünsche, auf diesem Weg meinen Sohn musikalisch fördern zu können.

JOBS

Kontakt: tageswoche.ch/jobs

ASSISTANT: HR-SERVICES JACANDO MATCH

Ihre Aufgaben:

- Administrative Abwicklung der Matchmaking-Prozesse
- Projektunterstützung: Korrespondenzen und Schnittstellenaufgaben
- Bearbeiten von schriftlichen und telefonischen Anfragen
- Erstellen von Präsentationen und Statistiken
- Unterstützung bei Verkaufsaktivitäten

Ihr Profil:

- Kaufmännische- oder vergleichbare Grundausbildung
- Erste Erfahrung im Personalwesen oder Personalvermittlung. Weiterbildung im HR-Bereich von Vorteil
- Organisationstalent mit hoher Dienstleistungsbereitschaft und Flexibilität
- Stilsicheres und fließendes Deutsch, gute Englischkenntnisse. Weitere Sprachkenntnisse (insbes. Französisch) von Vorteil
- Strukturierte und sachorientierte Vorgehensweise
- Ausgeprägter und begeisterter Teamplayer

AZA
CH-4001 Basel
PP/Journal

Post CH AG

TagesWoche
Neue Medien Basel AG
Spitalstrasse 18, 4001 Basel
Redaktion: 061 561 61 80
Abo: 061 561 61 61
tageswoche.ch



ANZEIGE

OTTO'S



Coca-Cola
Classic oder Zero



9.80
statt 10.95

je 24 x 33 cl

Carmim
Terras d'el Rei

Vinho tinto Regional Alentejano,
Jahrgang 2015*



3.30
Konkurrenzvergleich
4.95

19.80
Konkurrenzvergleich
29.70

6 x 75 cl

Lindor

Kugeln Milch, dunkel 60%,
weiss oder assortiert, je 137 g



3.95
Konkurrenzvergleich
6.30

3.95
Konkurrenzvergleich
6.30

3.95
Konkurrenzvergleich
4.60

Lindt
Tafelschokolade Nuss 2 x 100 g
oder Milch 3 x 100 g

Sugus
Fruit Mix



1,2 kg

8.95
statt 15.30

Haribo

div. Fruchtgummis



50 x 25 g

9.90
Konkurrenzvergleich
25.-

7.95

1,2 kg

Jersey Fixleintuch

100% BW, div. Farben
• 90/100 x 200 cm **9.-**
• 140/160 x 200 cm **14.-**
• 180/200 x 200 cm **17.-**



ab

9.-

Form-Unterhemd

Gr. 40/42-52/54, 92% Polyamid, 8% Elasthan,
weiss oder schwarz



6.-
Preis-Hit



Lenor Waschmittel

Pulver oder flüssig, Wasserlilie oder
Blütenbouquet



13.95
Preis-Hit

je 60 WG

13.95
Konkurrenzvergleich
26.30

Lenor Gewebeveredler
div. Sorten



je 78 WG

5.50
statt 11.-

Nikos
Sculpture
Homme
EdT Vapo
100 ml



29.90
Konkurrenzvergleich
106.-

Dolce & Gabbana

The One
Femme
EdP Vapo
50 ml



49.90
Konkurrenzvergleich
128.-



Puma Active
T-Shirt

Gr. S-XXL,
100% Polyester,
div. Farben

17.90

Konkurrenzvergleich
23.-

Puma
Poly Tricot
Trainer-
hose

Gr. S-XXL,
100% Polyester

29.90

Konkurrenzvergleich
39.90

Erima Razor
Regenjacke

Gr. 46-56, mit Innennetz,
verschweisste Nähte,
Kapoze im Kragen,
div. Farben



29.90

Konkurrenzvergleich
65.-

Adidas Duramo 55
Runningschuh Herren,
Gr. 40,5-45



49.-
Preis-Hit

Riesenauswahl. Immer. Günstig.

ottos.ch